

2. Die Mittelschicht in ‚benachteiligten Stadtteilen‘

Nachdem im letzten Kapitel die dominante Sichtweise auf ‚benachteiligte Stadtteile‘ sowie deren stadtsoziologische Grundlagen diskutiert wurden, widmet sich dieses Kapitel der Mittelschicht in den Stadtteilen. Wie die Ausführungen zum Ideal sozialer Mischung und zu den politischen Programmen zeigen konnten, stellen Mittelschichtangehörige eine gewünschte Bewohner_innengruppe und einen Hoffnungsträger für ‚benachteiligte Stadtteile‘ dar. Bisher ist jedoch nur wenig über diese Personengruppe bekannt, in theoretischen Konzepten und empirischen Studien, vor allem aber auch im öffentlichen Diskurs bleibt sie häufig ‚unsichtbar‘. Kapitel 2.1 geht zunächst auf diese ‚Unsichtbarkeit‘ der Mittelschicht in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ ein. Im Anschluss daran werden ausgewählte Forschungsergebnisse zu Mittelschichthaushalten in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ vorgestellt. Als erste Perspektive greife ich zur Annäherung an die Idee des ‚Wer es sich leisten kann, zieht weg‘ Hypothesen und Befunde zu Wohnmobilität und -präferenzen auf (Kap. 2.2). Im Anschluss stelle ich die Gentrifizierungsforschung vor, die sich auf zuziehende Mittelschichten in ehemals ‚benachteiligte Stadtteile‘ konzentriert (Kap. 2.3). Kapitel 2.4 geht anschließend auf ausgewählte Forschungsbefunde zum Leben in ‚benachteiligten Nachbarschaften‘ ein.

2.1 Eine ‚unsichtbare‘ Mittelschicht

In der öffentlichen Wahrnehmung, aber in weiten Teilen auch in der Stadtpolitik sowie in Teilen der Sozialforschung, dominieren im Hinblick auf ‚benachteiligte Stadtteile‘ eine Defizitperspektive sowie Skandalisierungen und Vereinfachungen (BMVBS 2009: 51). Vor allem im öffentlichen Diskurs herrscht eine ethnisierende Sichtweise vor, die wahrgenommene soziale Probleme, wie öffentlichen Drogen- oder Alkoholkonsum, Gewalt, Kriminalität und Unsicherheitsempfinden, aber auch Momente einer Verwahrlosung als Phänomene einer kulturellen Fremdheit deutet und Konflikte als unausweichliche Folge der ethnischen Heterogenität ansieht (Groeger 2001: 350). Segregation wird dann als Ausdruck individueller Präferenzen für eine ethnische Homogenität und die Herausbildung einer ‚Parallelgesellschaft‘ gedeutet. Çağlar (2001: 337, vgl. auch Gebhardt

2001; Veith/Sambale 1999) beschreibt den Begriff des ‚Ghettos‘ daher als dominanten Topos im deutschen Integrationsdiskurs. Besonders in den 1990er Jahren hat die entsprechende Thematisierung städtischer ‚Problemgebiete‘ stark zugenommen (Gebhardt 2001: 11). Die Skandalisierung, die einen Fokus auf Gewalt und Kriminalität legt und die auch von zahlreichen Stadtpolitiker_innen vorangetrieben wurde und wird¹², war erfolgreich in Bezug auf eine Mobilisierung von Aufmerksamkeit und Interventionen (Altrock et al. 2008: 11; Neef et al. 2007: 12). Sie verstärkt aber das Stigma, mit dem die Bewohnerinnen und Bewohner konfrontiert werden. Mittelschichthaushalte, die sich eine Wohnung in einem anderen Stadtteil leisten könnten, kommen in einer solchen Argumentation nur im Hinblick auf ihren vermeintlichen Wegzug vor. „[I]mmer wieder: ‚wer kann, zieht weg‘“, wie Gebhardt (2001: 11) feststellt. Diese zu einer Selbstverständlichkeit gewordenen Beschreibungen der selektiven Mobilität und des Lebens in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ verdichten sich zu einem Verständnis der Stadtteile als „Zwangsraum“ (Rorato 2011). Pointiert bringt die verbreitete Sichtweise Pauser (Pauser 2008: 149, zit. n. Volkmann 2012: 18, Fn 1) in der Verbandszeitschrift des Bundesverbands für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. auf den Punkt:

„Kaum jemand wird ernsthaft behaupten wollen, dass sich die Bewohner der benachteiligten Quartiere wirklich freiwillig danach gedrängelt hätten, gemeinsam mit der kulturell vollständig heterogenen Gruppe der Chancenärmsten der Gesellschaft in einem Stadtteil zu leben – alle Konflikte des täglichen Zusammenlebens inklusive.“¹³

Dennoch: Homogene Quartiere sind in Deutschland in der Regel weniger homogen, als es in der öffentlichen Wahrnehmung scheint. Trotz des hohen und zunehmenden Anteils von niedrigen Einkommen (30 Prozent in Westdeutschland, 40 Prozent in ostdeutschen Quartieren, Aehnelt et al. 2009) sind in den entsprechenden Vierteln jeweils mehr als die Hälfte der Bewohner_innen nicht von Armut betroffen. Allerdings ist eine erhöhte Problemdichte und insbesondere im kleinräumigen Bereich, z. B. in Bezug auf einzelne Häuserblocks, auch eine deutlich stärkere Konzentration der Problemlagen in den Vierteln feststellbar. Auch die ethnische Zusammensetzung ist weniger homogen als häufig angenommen und vor allem weit von den Verhältnissen in den USA oder anderen Ländern entfernt. Demnach sind in Deutschland vor allem „multiethnische Viertel“ die Regel, in denen Ausländer_innen verschiedenster Herkunft, Menschen mit Migrationshintergrund sowie autochthone Bevölkerungsgruppen zusammen-

¹² Vgl. z. B. Buschkowsky (2012).

¹³ Ähnlich fragt Holm (2009): „Wer zieht schon freiwillig in ein ‚benachteiligtes Quartier‘? Und jede/r weiß oder meint zu wissen, was das ist: Ein Viertel nur mit Armen.“

leben, wobei die autochthone Bevölkerung in den meisten Fällen mindestens die Hälfte der Bewohner stellt (Schönwälder/Söhn 2007: 17f.). Diese sehr heterogene Zusammensetzung der Gebiete gerät auch durch die verwendeten Indikatoren und Maßzahlen aus dem Blick. Verdeutlicht werden kann dies anhand der Ausführungen von Bell (2004) zu zwei von ihm untersuchten ‚benachteiligten Stadtteilen‘. Ähnlich zu der in dieser Arbeit zugrunde gelegten Sichtweise stellt er fest:

„Eine Arbeitslosenquote von 23,1 % (Nordstadt, 2001) bzw. 15,6 % (Bezirk Duisburg-Hamborn, 2001) bedeutet eben [...], dass die weit überwiegende Mehrheit der Erwerbspersonen nach wie vor erwerbstätig ist. Und auch ein dramatisch hoher Anteil von Sozialhilfeempfängern [...] unterstreicht zwar einerseits die Notwendigkeit sozial- und arbeitsmarktpolitischer Interventionen, sollte aber andererseits trotzdem nicht dazu verleiten, in der Bevölkerung der beiden Stadtteile ausschließlich Verarmte zu sehen.“ (ebd.: 26)

Im Anschluss an diese kurze Reflexion zieht Bell allerdings den üblichen Schluss, die beiden Stadtteile als „Armutsstadtteile“ beziehungsweise aus analogen Daten zu Ausländer_innen als „Ausländerstadtteile“ zu bezeichnen. Er führt aus:

„Auch wenn die Arbeitslosen und Armen das Straßenbild des Stadtteils nicht in besonderem Maße prägen, so bleibt aber festzustellen, dass sich im gesamtstädtischen Vergleich in diesem Stadtteil ein auffallend hoher Anteil dieser benachteiligten Bevölkerungsgruppen konzentriert. Wegen dieser weit überdurchschnittlichen sozialen Belastungen ist eine Charakterisierung der Stadtteile als Armutsstadtteile gerechtfertigt.“ (ebd.: 26f.)

Bell bedient sich hier eines verbreiteten, aus der Segregationsforschung abgeleiteten Vorgehens, Bevölkerungsanteile jeweils in Bezug zum gesamtstädtischen Durchschnitt zu betrachten (vgl. Friedrichs 1983: 237; Friedrichs/Triemer 2009: 17). Als problematisch wird eine Konzentration häufig dann angesehen, wenn der Anteil einer Personengruppe, etwa der Anteil der Arbeitslosen, doppelt so hoch ist wie im Durchschnitt der Stadt (Schönwälder/Söhn 2007: 15). Damit liegt für die Identifikation der Problemkonzentration kein absoluter Maßstab vor, und das Ausmaß der als problematisch empfundenen Konzentration kann von Stadt zu Stadt erheblich differieren. Diese Relativität der zugrunde liegenden Maßstäbe wird vor allem aus Perspektive der Sozialarbeit kritisch diskutiert (Neef et al. 2007: 13; van Santen 2010). Absolute Maßzahlen der Konzentration, wie sie die im Zitat von Bell und in dieser Arbeit als Kontrastfolie genutzte 50-Prozent-Marke darstellt, werden insbesondere im Hinblick auf die Konzentration von ethnischen Minderheiten oder Ausländer_innen diskutiert, in Deutschland aber nur in sehr wenigen Gebietseinheiten erreicht (Schönwälder/Söhn 2007: 15). Neben diesen verbreiteten absoluten und relativen Maßen werden in verschiedenen Sozialraumberichten auch komplexere statistische Verfahren angewendet (Mardorf 2006: 283f.). Bell (2004: 25) nennt andererseits Einschät-

zungen dazu, ob eine Personengruppe „im Straßenbild des Stadtteils in besonderem Maße auffällt“ als weiteren Maßstab.¹⁴ Werden entsprechende Ergebnisse in einer Karte verdichtet, spitzen sich, so Mardorf (2006: 285), die Probleme aller Berichterstattung zu:

„Karten trennen Räume voneinander, die sich u.U. nur einen Bruchteil nach dem Komma vom Nachbarraum unterscheiden, aber je nach gewählter Methode rein rechnerisch genau dieser Raumklasse zugeordnet werden. Auf diese Weise werden Räume zu Problemräumen oder risikanten Räumen deklariert und andere in den Rang eines unauffälligen oder privilegierten Raums erhoben.“

Mit dem einmal vergebenen Label ‚Problemgebiet‘ drohen dann sowohl die jeweiligen lokalen Bedingungen als auch die Heterogenität der Bewohner_innen aus dem Sichtfeld zu verschwinden (Neef et al. 2007: 12). „Die Homogenität der Viertel entsteht durch den Blick von außen, dem die inneren Differenzierungen entgehen“, wie auch Schroer (2006: 249 vgl. auch BMVBS 2009: 51; Pott 2001: 64, 2002a: 103) kritisiert.

Die sozialwissenschaftliche Diskussion um Gebiete konzentrierter Armut kreist um die Frage der Auswirkungen des Lebens in benachteiligten Quartieren für die arme Bevölkerung. Diese Defizitperspektive schlägt sich auch in den Forschungsdesigns empirischer Studien nieder. Ein Großteil der Forschungen zum Leben in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ widmet sich der Untersuchung benachteiligender Effekte des Lebens in den betreffenden Gebieten. Ein kurzer Überblick über die Forschung zu diesen Kontexteffekten wurde in Kapitel 1.3 gegeben. In Studien, die die Perspektive der Bewohner_innen berücksichtigen und sich dem Forschungsthema mit qualitativen Methoden nähern, wird auch auf Ressourcen des Stadtteils verwiesen (Herlyn et al. 1991; Neef et al. 2007; Tobias/Böttner 1992). Der Fokus bleibt aber beim Thema Armutsbewältigung und damit bei den benachteiligten Bewohner_innen. Entsprechend merken auch Neef et al. (2007: 70) an: „Es ist verblüffend, wie die Normal-Erwerbstätigen aus dem Blickfeld der Forschung verschwinden, obwohl sie die größte Bevölkerungsgruppe bilden“ (ähnlich Gebhardt 2008a: 103; Kronauer 2002b: 290). Der Sozialwissenschaft wird daher ein einseitiger Blick auf die problematisierten Stadtteile vorgeworfen (Lanz 2002: 67; Neef et al. 2007: 11; Pott 2001), der zu einer Vernachlässigung der Mittelschicht im Zusammenhang mit Segregation im Allgemeinen und mit ‚benachteiligten Stadtteilen‘ im Besonderen führt. Der Begriff Segregation umfasst zunächst sowohl den Zustand und den Prozess der Verteilung von Haushalten mit verschiedenen Merkmalen im Stadtgebiet als

¹⁴ In der stadtplanerischen Praxis wird die Festlegung von Gebieten häufig durch Erfahrungswissen der verantwortlichen Akteure (mit)bestimmt, das sich auf die Häufung sozialer Problemlagen beziehen dürfte.

auch dessen Folge, das Vorkommen *aller* Formen homogener Räume. Im Vordergrund des Interesses stehen jedoch meist Segregationen nach sozioökonomischen Kriterien sowie im Hinblick auf ethnische oder migrationsbezogene Kriterien. Es wird nahezu ausschließlich von negativen Effekten der Konzentration von benachteiligten Bevölkerungsgruppen oder (ethnischen) Minderheiten ausgegangen. Die Effekte der Konzentration privilegierter Bevölkerungsgruppen, deren Bedingung und Möglichkeit auch Konzentrationen am anderen Ende der Statushierarchie sind, werden erst in der letzten Zeit hinterfragt (z. B. im Hinblick auf ‚Gated Communities‘). Homogenität wird also nicht per se mit negativen Effekten in Verbindung gebracht.

Eine fehlende Differenzierung ist besonders auch im Hinblick auf die Anteile von Ausländer_innen oder Bewohner_innen mit Migrationshintergrund zu beobachten. Migrant_innen werden noch immer häufig als eine Gruppe betrachtet. Diese vorherrschende undifferenzierte Sichtweise auf *die* Migrantinnen und Migranten – oder beispielsweise *die* türkischstämmigen Migrant_innen – wird zu Recht und zunehmend vehement kritisiert. Gerade Segregationsstudien verfallen meist dieser vereinheitlichenden Sichtweise, so zum Beispiel, wenn eine sich verringernde ethnische Segregation bei steigender sozialstruktureller Segregation diagnostiziert wird (Friedrichs/Triemer 2009, vgl. Keller/Ruhne 2011: 14). Sozialstrukturelle Unterschiede werden damit unsichtbar. Wenn Differenzierungen vorgenommen werden, wird zumeist nur nach Herkunftsländern unterschieden. Die große und zunehmende Heterogenität der zugewanderten Bevölkerung wird damit vernachlässigt. Eine Studie von Sürig und Wilmes (2011) zeigt, dass sozioökonomische Lage und Erfolge der zweiten Generation nach Herkunftsregion der Eltern stark differenziert sind. Die durch das Sinus-Institut vorgelegte Milieustudie verweist ebenfalls auf die große Heterogenität der Werte und Einstellungen. Sie zeigen aber andererseits, dass diese Differenzen durch die Herkunfts- oder Bezugsregionen der Migrant_innen nicht erklärt werden können (Wippermann/Flaig 2009: 6). Auch die Vernachlässigung der Akteursperspektive verstärkt eine vereinheitlichende Sichtweise. Diesen Aspekt kritisiert Yildiz (2009: 137): „Durch den Außenblick, dem die individuellen Deutungen der Akteure entgehen, entsteht eine vermeintlich ethnische oder kulturelle Homogenität, wird die konkrete Lebenspraxis vor Ort systematisch ausgeblendet oder als problematisch eingestuft.“

Insbesondere die in jüngerer Zeit zu beobachtenden sozialen Aufstiege der zweiten Generation finden noch immer zu wenig Beachtung (aber z. B. Pott 2002a, 2002b). Ein differenzierender Blick auf ‚benachteiligte Stadtteile‘ zeigt, dass in vielen Quartieren insbesondere (türkischstämmige) Migrant_innen zu den „Etablierten“ (Hüttermann 2000) zählen. Entsprechende Entwicklungen können nicht in den Blick geraten, wenn, wie es häufig geschieht, „vom Ausländeranteil

eines Stadtviertels auf die Qualität desselben als sozialer Brennpunkt geschlossen“ (Häußermann/Siebel 2004: 188) wird. Die Studie „Überforderte Nachbarschaften“, die in weiten Teilen ebenfalls diesem Muster folgt, merkt im Jahr 1998 jedoch an, dass dieser Indikator „immer schwerer zu interpretieren [sei], weil ein wachsender Teil der Ausländer über eine dauernde Aufenthaltsberechtigung, über gute Sprachkenntnisse und feste Arbeitsbeziehungen“ (Krings-Heckemeier et al. 1998: 87, Fn 4, ähnlich BMVBS 2009: 51) verfüge. An anderer Stelle heißt es, „[i]n zahlreichen Siedlungen [stellen] die Ausländer die wirtschaftlich stärksten Gruppen. Unter den einheimischen Deutschen findet sich ein höherer Anteil von Sozialhilfeempfängern, Drogenabhängigen, Trinkern, allein-erziehenden Frauen mit Kindern, die von Sozialhilfe leben, oder auch psychisch Kranken“ (Krings-Heckemeier et al. 1998: 48). Aktuelle Studien zeigen, dass es gerade diese Aufstiege sind, die in den Quartieren zu besonders heftigen Konflikten führen können (vgl. Kap. 2.4).

2.2 Sozialer Status und Wohnstandortentscheidungen

Forschungen, die sich explizit auf Mittelschichthaushalte in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ beziehen, liegen kaum vor. Um sich dieser Personengruppe anhand empirischer Ergebnisse anzunähern, müssen daher andere relevante Forschungsperspektiven einbezogen werden. Eine dieser Perspektiven ist die Mobilitätsforschung. Im Zentrum des Interesses stehen hier Wohnstandortentscheidungen, die sich im Lebensverlauf zu einer Wohnkarriere verdichten (Herlyn 1981). Wohnstandortentscheidungen wurden erstmals von Rossi (1980 [1955]) untersucht und bilden seither einen fast unüberblickbaren Forschungsbereich. Im Folgenden werden daher nur ausgewählte Ergebnisse präsentiert. In Bezug auf ‚benachteiligte Stadtteile‘ ist insbesondere das Umzugsverhalten der nicht von niedrigen Einkommen betroffenen Haushalte von Interesse: ‚Wer es sich leisten kann, zieht weg‘ lautet die vermeintliche Gewissheit, die auf einen engen Zusammenhang von individuellen Wohnstandortentscheidungen und sozialem Status zielt und die auch dem Konzept der passiven Segregation (vgl. Kap. 1.2) zugrunde liegt. Diese Annahme soll im Folgenden genauer betrachtet werden.

Theorien zur Erklärung von Wanderungsentscheidungen thematisieren hauptsächlich überregionale Wanderungen und beziehen einen Arbeitsplatzwechsel mit ein (Friedrichs/Nonnenmacher 2008). Innerstädtische Wanderungen können damit nur bedingt erklärt werden, weshalb sich diesen meist unter Rückgriff auf eine allgemeine Rational-Choice-Theorie angenähert wird. Auf der Mikroebene wird der Umzug dann als Ergebnis einer rationalen Kosten-Nutzen-Abschätzung modelliert, die durch aggregierte Merkmale des Wohnumfeldes moderiert sei

(Friedrichs 1988a; Hinrichs 1999: 15). Im Anschluss an die grundlegende Arbeit von Rossi (1980 [1955]) wird eine Wanderungsentscheidung in der Regel als mehrstufige Abfolge verstanden: Durch sich ändernde Ansprüche bzw. Verwirklichungsmöglichkeiten (Familiengröße, Einkommen) oder durch eine Änderung der Wohnungs- oder Wohnumfeldbedingungen (z. B. Veränderung der Nachbarschaft) entsteht eine Unzufriedenheit mit der Wohnsituation, auf die ein Auszugswunsch folgt. Erreicht dieser einen bestimmten Schwellenwert, stellt sich, so die Annahme, auch eine Auszugsintention ein, die schließlich in einen Umzug mündet (Kecskes 1994: 130).

Die Bedeutung des Wohnumfeldes für räumliche Mobilität

Merkmale des Wohnumfeldes werden als ein Auslöser für Umzugswünsche diskutiert. Häufig genannte allgemeine Merkmale des Quartiers, die eine Rolle spielen können, sind Nähe zum Arbeitsplatz oder zu öffentlichen Verkehrsmitteln sowie die infrastrukturelle Ausstattung (Friedrichs/Nonnenmacher 2008: 33). Für Umzüge aus ‚benachteiligten Stadtteilen‘ liegt der Fokus häufig auf einer Kriminalitätsfurcht oder der Angst vor weiterem ‚Verfall‘ (ebd.). Auch die Zunahme der sozialen Probleme wird als zentrale Wegzugsbedingung angenommen: „Mit jeder Stufe der Verschärfung der sozialen Probleme verlassen diejenigen Haushalte, die noch über Wahlmöglichkeiten verfügen, die Quartiere, womit die Konzentration und die Dichte sozialer Problemlagen weiter zunehmen“ (Häußermann 2006: 303).

Die Untersuchungsanlagen der Mobilitätsforschung sind vielfältig, es dominieren aber quantitative Vorgehensweisen.¹⁵ Teilweise stehen tatsächliche Umzüge im Fokus, häufig wird aber nur der Umzugswunsch erhoben und mit verschiedenen individuellen (z. B. Einkommen) oder Wohnumfeldmerkmalen (z. B. Anteil der Transferbezieher_innen, Anteil ethnischer Minderheiten) in Bezug gesetzt. Häufig wird auch die Wahrscheinlichkeit eines Umzugs bei gegebener Unzufriedenheit untersucht. Sicher ist jedoch, dass ein großer Teil der Haushalte nicht umzieht, selbst wenn diese unzufrieden mit ihrer Wohnsituation sind (Kecskes 1994; Permentier et al. 2007: 210). Die Einflussfaktoren auf die Wohnzufriedenheit werden deutlich seltener untersucht. Ein wichtiges Ergebnis der Forschungen dieser Tradition ist, dass Merkmale des Wohnviertels, wie auch Merkmale der allgemeinen Lage, bei der Umzugsentscheidung häufig eine nachgeordnete Rolle im Gegensatz zu Merkmalen der Wohnung selbst spielen (Andersen 2008:

¹⁵ Ein qualitatives Forschungsdesign hat allerdings beispielsweise die Studie von Beetz (2004), eine Kombination nutzen z. B. Beckmann et al. (2006) und Gebhardt (2008a).

80; Gebhardt 2008a: 193; Kearns/Parkes 2003: 847). Auch wird argumentiert, dass nicht Quartiersbedingungen an sich, sondern vielmehr ein wahrgenommener Nachbarschaftswandel ein wichtiger Einflussfaktor auf Umzüge sein kann (Andersen 2008: 87; Kearns/Parkes 2003: 848). Besonders im englischsprachigen Diskurs beziehen sich die Forschungen zum Thema Nachbarschaftswandel und Mobilität häufig auf die Theorie des Ökonomen Hirschmann (1970), der exit, voice und loyalty als Reaktionsformen auf abnehmende Produktqualität unterschied. Die Zufriedenheit mit öffentlichen Einrichtungen sowie die Abhängigkeit von entsprechenden Angeboten werden als limitierende Einflussfaktoren auf die Wahl der Exit-Option diskutiert, ebenso vorausgegangene Investitionen (z. B. Eigentumserwerb). Eine hohe emotionale Verbundenheit mit der Nachbarschaft erhöhe ebenfalls die Wahrscheinlichkeit zur Wahl der Voice-Option anstelle eines Wegzugs (Permentier et al. 2007: 206f.) (vgl. Kap. 2.4).

Insgesamt zeigt sich, dass vor allem ältere Menschen, Eigentümer_innen und Menschen mit längerer Wohndauer seltener abwandern (Föbker 2008: 15; Kecskes 1994: 143; Motel et al. 2000: 126). Eine hohe Bildung erhöht dagegen die Auszugswahrscheinlichkeit (ebd.). Eine wichtige Rolle wird häufig dem Image bzw. Stigma des Stadtteils zugesprochen. Andersen (2008) zeigt, dass die Reputation des Stadtteils tatsächlich ein wichtiger Einflussfaktor für Umzugswünsche ist. Zudem förderten soziale Probleme und Kriminalitätsangst den Umzugswunsch, während enge soziale Kontakte im Umfeld diesen verringerten (ebd.). Die Studie von Kearns und Parkes (2003: 849) folgert aus einem Vergleich der Mobilitätswünsche in verschiedenen Stadtgebieten, dass sich Bewohner_innen armer Stadtgebiete in ihren Wahrnehmungen und Reaktionsweisen nicht von Bewohner_innen anderer Stadtregionen unterscheiden: „Residents in poor areas respond to negative residential conditions in the same way as the rest of the population; they just experience those conditions more often than others.“

Eine milieuspezifische Differenzierung der Wegzugsneigung aus ‚benachteiligten Quartieren‘ zeigt die Studie von Beck und Perry (2008). Insbesondere die modernen Milieus sprächen dem Wohnquartier demnach eine geringere bzw. eine ‚kulissenhafte‘ Bedeutung zu, ohne dass dies jedoch bedeute, dass ein Wegzug stets die bevorzugte Option sei: „Einerseits wird es [das Quartier, S. M.] austauschbar, andererseits ist für viele ein Umzug einfach ein zu großer Aufwand, wenn sich das soziale Leben ohnehin jenseits des Wohnorts gestaltet“ (ebd.: 118). In traditionellen Milieus finden die Verfasser dagegen eine enge Verbundenheit mit dem Wohnquartier: „Man will auch deshalb oft im Quartier bleiben und harrt aus, selbst wenn Störfaktoren im Wohnumfeld zunehmen oder sich dessen Bewohnerstruktur im Sinne eines ‚Grading Down‘ sehr negativ entwickelt“ (ebd.). Eine solche Haltung sei kennzeichnend sowohl für die traditionellen deutschen wie auch für die traditionellen Migrant_innenmilieus (ebd.).

Kritisiert wird häufig, dass Reaktionsmöglichkeiten, wie etwa das Bleiben, in der Forschung vernachlässigt werden (z. B. Kecskes 1994) (Permentier et al. 2007: 210). Während residentielle Mobilität also sehr häufig untersucht wird, sind sesshafte Haushalte nur selten Gegenstand der Forschung. Kecskes (1994: 130) kritisiert diesen eingeschränkten Fokus: „Dadurch fehlt es an einer theoretischen Grundlage zur Erklärung, warum häufig unzufriedene Haushalte nicht umziehen.“ Er selbst geht davon aus, dass bei gegebener Unzufriedenheit einerseits fehlende materielle Ressourcen einen Umzug unmöglich machen können. Aufgrund einer Anpassung der eigenen Ansprüche kann andererseits eine höhere Wohnzufriedenheit auch die Folge der geringen finanziellen Mittel sein (Kecskes 1994: 134, ähnlich Permentier et al. 2007: 203). Die Ergebnisse der durchgeführten Studie entsprechen diesen Hypothesen jedoch nicht, bei gegebener Unzufriedenheit unterscheiden sich ein Auszugswunsch sowie auch dessen Realisierung nicht nach dem vorhandenen Einkommen (Kecskes 1994: 143). Auch die Ergebnisse von Friedrichs und Blasius (2000) widersprechen den Ausgangsannahmen. In dieser Untersuchung sind es vor allem Personen, die auf Transferzahlungen angewiesen sind, die einen Umzug wünschen und das Wohnumfeld negativer beurteilen als andere Bewohner_innen (ebd.: 61). In der bereits zitierten Studie von Kearns und Parkes (2003) sind es ältere Personen in größeren Haushalten, die in Eigentum wohnen, die trotz Unzufriedenheit häufig nicht mit einem Umzug reagieren. Dies deckt sich mit anderen Befunden, die darauf hinweisen, dass im Falle eines negativen Gebietsimages die Bewohner_innen selbst ihren Stadtteil positiver bewerten, als er in der Außensicht erscheint (Kronauer/Vogel 2004: 246; Permentier et al. 2007: 203), und eine enge Bindung an den Stadtteil aufweisen (Livingston et al. 2010; Neef et al. 2007: 111). Diese Ergebnisse werden unter anderem auf die Ressourcen zurückgeführt, die das Viertel den (armen) Bewohner_innen bietet, insbesondere Gelegenheitsarbeiten sowie Unterstützungsnetzwerke (ebd.).

Sozialer Status und Wohnmobilität

Auf seiten der individuellen Bedingungsfaktoren für Mobilität fokussiert die Forschung auf die Merkmale Lebenszyklus oder Lebensverlauf (z. B. Familiengründung) und Karriereverlauf (z. B. sozialer Aufstieg, Veränderung der zur Verfügung stehenden Ressourcen), aber in den letzten Jahren verstärkt auch Lebensstil (Hinrichs 1999: 14f.). Mit Blick auf den Lebensverlauf formen verschiedene aufeinanderfolgende Wohnstandortentscheidungen eine „Wohnkarriere“ (Herlyn 1981: 483). Diese wird als vor allem vom Familienzyklus und der beruflichen Karriere bestimmt betrachtet. Besonders einflussreich wurden

Forschungen, die in Anlehnung an Rossi (1980 [1955]) Wohnungswechsel in Zusammenhang mit der Stellung im Familienzyklus bringen. Unterschieden werden dann Haushalte in der Expansions-, Konsolidierungs- und Schrumpfungsphase, die, so die Annahme, je spezifische Wohnbedürfnisse teilen und, sofern die finanziellen Möglichkeiten es erlauben, die Wohnsituation entsprechend dieser Bedürfnisse gestalten. Dies kann zunächst durch Veränderungen in der bewohnten Wohnung oder schließlich durch einen Umzug geschehen (Herlyn 1990: 22). Im Fokus steht damit zunächst das Platzbedürfnis der sich hinsichtlich der Personenzahl vergrößernden resp. verkleinernden Familien. Sofern es die finanziellen Mittel erlauben, ließ sich insbesondere ein Umzug ins Eigenheim im Umland beobachten. Wie Häußermann (1988: 80, zit. n. Herlyn 1990: 23) zusammenfasst: „Das erstrebenswerte Modell einer gelungenen Biographie sah so aus: Beruflicher Einstieg nach der Zuwanderung oder nach abgeschlossener Berufsausbildung, Familiengründung und dann Umzug ins Grüne – je nach Einkommensklasse entweder in ein Neubaugebiet mit Mietwohnungen oder ins Eigenheim.“ Ein solcher Wegzug Besserverdienender aus innerstädtischen Wohngebieten im Zuge der Familiengründung bevorzugt in ein Eigenheim im Umland, der auch als Ursache der städtischen Segregation diskutiert wurde (vgl. Kap. 1.2), prägte das „Bild von der klassischen Mittelschicht-Wohnsuburbanisierung“ (Aring/Herfert 2001: 49).

Umzüge, so eine grundlegende Beobachtung der empirischen Mobilitätsforschung, sind in der Regel mit einer Verbesserung der Wohnbedingungen verbunden. Eine typische Wohnkarriere führe daher ähnlich wie eine Berufskarriere über mehrere Stufen jeweils zu einer Verbesserung der Position auf der sogenannten „housing ladder“ (Bolt/Kempen 2002). Eine Verbesserung der Wohnsituation kann dabei auf die Größe oder Ausstattung der Wohnung, den Preis, den Übergang von Miete in Eigentum oder auch den Wechsel in eine angesehenere Wohnlage bezogen sein (Morrow-Jones/Wenning 2005). Vor allem in großen Städten, in denen die einzelnen Wohnquartiere differenzierte Lebenswelten bilden, ließe sich eine idealtypische statusbezogene Wohnkarriere im Sinne eines „Sichhochwohnens“ (Herlyn 1981: 484) beobachten. Kennzeichnend für diese sei, dass „der soziale Aufstieg mit dem Umzug in eine privilegiere Gegend in der Regel für andere sichtbar untermauert wird“ (ebd.: 485).

Anschauungsmaterial für derartige Wohnverläufe findet sich vor allem im Bürgertum des 19. Jahrhunderts, wo, ermöglicht durch den wirtschaftlichen Aufschwung und die hierdurch erweiterten finanziellen Möglichkeiten, die Wohnform zur „architektonische[n] Visitenkarte des erreichten Status“ (Budde 1994: 58) avancierte. Entsprechend ging ein Erfolg auf der Karriereleiter häufig mit dem Wechsel der Wohnung einher: „Aufstieg hieß Umzug“ (ebd.: 71). Die

als klassisch angesehene Wohnkarriere einer englischen middle-class-family beschreibt Budde (ebd.: 72) daher wie folgt:

„Nach der Heirat bezog ein Ehepaar, das zu der Zeit über etwa £300-400 verfügte, zusammen mit einem Dienstmädchen ein mehrräumiges Reihenhause in einem Vorort der Stadt, in der der Familienvater seiner Arbeit nachging. Nach ungefähr fünf Jahren [...] zog die bis dahin in der Regel auf zwei Kinder angewachsene Familie in ein ‚semi-detached house‘ mit vier Schlafzimmern, einem [...] selten leerstehenden ‚guest room‘ – , und einem deutlich großzügigeren Esszimmer, das den allmonatlichen ‚dinner-parties‘ den adäquaten Rahmen bot. Nach wiederum fünf, sechs Jahren, zwei bis drei weiteren Kindern und bei einem schätzungsweise bei nunmehr £750-900 liegenden Einkommen des Familienoberhauptes wählte man dann eine neu gebaute ‚detached villa‘ im modischen ‚Gothic style‘.“

Die auf den ersten Blick gleichförmig wirkenden Vororte, die das Ziel der beschriebenen Umzüge waren, boten dank feinsten baulicher Differenzen ausreichend „Nuancierungen bezüglich der ‚Vornehmheit‘“ (ebd.: 71), um eine große Zahl an beruflichen Karriereschritten zu symbolisieren:

„Having double gates [...] meant a step up in the world. A door on the street denoted working-class; a small gate leading up along about four yards of maroon tiling to a front door denoted lower middle class; our previous single gate and a path bordered by grass and flowers was the next stage; but a double gate and a driveway meant [...] that we had arrived at a status of which I need not be ashamed.“ (Brown Jean Curtis 1948, zit. n. ebd.: 72)

In Deutschland zeigte sich dieses Muster der Wohnmobilität in weniger ausgeprägter Form als im vorgestellten englischen Beispiel. Die hier stärker verwirklichte und von Hobrecht als Ideal dargestellte kleinräumige soziale Mischung wird im Gegenzug gerade als „Unbürgerlichkeit“ (ebd.: 69) der Wohnbedingungen verstanden und beklagt. Seit den 1870er Jahren nahm jedoch auch in Deutschland die schichtspezifische Differenzierung der Stadtteile zu, und es bildeten sich „Stadtteile ‚wo man wohnte‘ und wo nicht“ (ebd.: 70) heraus.

Was im 19. Jahrhundert als idealtypisches Mobilitätsmuster des städtischen Bürgertums aufgezeigt werden kann, der Wechsel des Wohnstandortes mit dem sozialen Aufstieg, wird im 20. Jahrhundert als Muster der Wanderungen von Immigrant_innen in den USA identifiziert und von Burgess (1967) anhand seines bereits in Kapitel 1.1 wiedergegebenen Stadtmodells zum ersten Mal ausgearbeitet: Der mit der Aufenthaltsdauer zunehmende wirtschaftliche Erfolg führt zu einer Wanderung in die jeweils nächste, statushöhere Wohnzone. Während die Angehörigen der ersten Einwander_innengeneration noch üblicherweise auf die innere städtische Zone mit ihren Slums und ethnischen Communities angewiesen waren, sei die sich anschließende „Zone of workingmens homes“ dagegen der Ort für die „aspiring Ghetto family“ (ebd.: 56), mehrheitlich Angehörige der zweiten Generation, die es geschafft haben, dem Slum zu entkommen. An der jeweils bewohnten Stadtregion ließe sich, so der Umkehrschluss, der soziale

Aufstieg ablesen. Prägnant fasst Park (1926: 9, zit. n. Farwick 2009: 42) die zugrunde liegende Idee zusammen: „The point is that change of occupation, personal success or failure – changes of economic and social status, in short – tend to be registered in changes of location“. Was Burgess mit Blick auf städtische Strukturen beobachtet, wird später zur Grundlage für ein Modell der ‚spatial assimilation‘ (Fong/Wilkes 1999; Massey/Denton 1985). Mit zunehmender Aufenthaltsdauer und zunehmendem sozialen Status, so die These, findet bei den Zugewanderten eine Anpassung des Wohnumfeldes statt, die sie in der Regel aus segregierten Stadtteilen mit hohen Anteilen der ethnischen Gruppe herausführt: „As social status rises, therefore, minorities attempt to convert their socioeconomic achievements into an improved spatial position, which usually implies assimilation with majority groups“ (Massey/Denton 1985: 94). An der jeweils bewohnten Stadtregion, so die daran anschließende Folgerung, ließe sich der Grad der Assimilation der Immigranten ablesen.

Theoretische Rückschlüsse auf die Bewohner_innen (‚benachteiligter‘) innenstädtischer Wohngebiete ergeben sich aus dieser Perspektive vor allem im Umkehrschluss. Der Verbleib wird in der Regel als Ergebnis vor allem finanzieller Restriktionen oder aber einer Abweichung vom als klassisch angesehenen Familienzyklus verstanden. Pointiert fasst die dominante Sichtweise wieder Häußermann (1988: 80, zit. n. Herlyn 1990: 23) zusammen: „Auswanderer waren Aufsteiger, gut verdienende, junge Familien mit Kindern – zurück blieben die A-Gruppen: die Armen, die Alten, die Ausländer, die Auszubildenden und Alleinstehenden.“ Vor allem auf angespannten Wohnungsmärkten, so Herlyn (1990: 35), ließe sich jedoch auch beobachten, dass Anpassungen der Wohnsituation an den Familienzyklus nur zeitlich verzögert realisiert werden könnten.

Verschiedene Studien kommen zu dem Ergebnis, dass ein Wegzug bei allochthonen Bewohner_innen weniger wahrscheinlich ist als bei autochthonen Bewohner_innen. Entsprechend stellt auch Friedrichs (1995: 80) fest: „Auch bei gleichem Einkommen haben Angehörige der Minorität eine geringere Chance, in Wohngebiete der Majorität zu ziehen.“ Bereits in den 1960er Jahren wurde nachgewiesen, dass ökonomische Erfolge das Ausmaß der residentiellen Segregation von Immigrant_innen zwar stark beeinflussen, dieser Zusammenhang jedoch von der sozialen Distanz zwischen einheimischer Bevölkerung und ethnischer Gruppe mitbeeinflusst wird. Bei großer sozialer Distanz ist eine starke residentielle Segregation auch bei einem hohen ökonomischen Status auffindbar. Mit zunehmender Aufenthaltsdauer, so bestätigen beispielsweise die Ergebnisse von Fong und Wilkes (1999: 602) die These der aufwärtsgerichteten Wohnkarriere mit kanadischen Daten, leben Immigranten in Quartieren mit „less density, higher housing values, higher percentages of university graduates, and lower percentages of unemployed persons“, was als Zugewinn an Lebenschancen

interpretiert wird. Allerdings können in der Studie schwarze und asiatische Immigrant_innen einen sozioökonomischen Aufstieg, anders als europäische Einwanderer_innen, nicht in eine Verbesserung des Wohnumfeldes übersetzen (ebd.). In einer niederländischen Studie zeigen Bolt und van Kempen (2002: 418), dass der ideale Verlauf einer aufwärtsgerichteten Wohnkarriere für türkische und marokkanische Immigrant_innen nicht zutrifft: „A standard housing career, in which each step taken improves the housing conditions to some extent, does not apply“. Eine besondere Aufmerksamkeit bekommt in diesem Zusammenhang die Wohneigentumsbildung von Migrant_innen. Diese wird häufig als starker Indikator für eine Verbesserung der Wohnsituation und entsprechend für eine Integration angesehen oder mit der Auflösung ethnischer Segregation in Verbindung gebracht (Firat/Laux 2003: 391). Empirische Studien in diesem Zusammenhang ergeben jedoch kein einheitliches Bild. Für asiatische Einwanderinnen und Einwanderer in Großbritannien sowie für türkische Migrant_innen in Belgien und Frankreich wurde eine Eigentumsbildung in Stadtteilen mit einem hohen Anteil an Einwander_innen der eigenen Herkunftsregion festgestellt, wodurch sich keine Veränderung der ethnischen Segregation ergab (ebd.: 392). Auch die Ergebnisse hinsichtlich einer Verbesserung des Wohnumfeldes durch den Eigentumserwerb sind uneinheitlich (ebd.: 392). Daraus folgt zunächst, dass ein einfacher Schluss von den Wohnstandorten auf das Ausmaß der Integration bzw. Assimilation, wie er im Anschluss an die klassische Sozialökologie angenommen wird, nicht haltbar ist (Farwick 2009: 48, vgl. auch Pott 2001, 2002a). Berücksichtigung finden müssen zusätzlich Diskriminierungen und Zugangsbarrieren auf dem Wohnungsmarkt. Insbesondere in der deutschsprachigen Forschung wird die Bedeutung von Diskriminierung beim Zugang zum Wohnraum allerdings bisher wenig untersucht (Sundsboe 2014: 16, vgl. aber z. B. Hallenberg 2008: 40).

Auffällig an den Forschungen zu Wohnstandortentscheidungen ist die Dominanz der Idee einer aufwärtsgerichteten Wohnkarriere, die implizit oder explizit als Referenzpunkt dient (zur Kritik vgl. Morrow-Jones/Wenning 2005, zur Notwendigkeit eines differenzierenden Blicks auf Wohnsuburbanisierung auch Aring/Herfert 2001). Bewohner_innen in ‚benachteiligten Stadtteilen‘ erscheinen aus dieser Perspektive als Personen, die aufgrund fehlender finanzieller Mittel oder Zugangsbarrieren auf dem Wohnungsmarkt an der Umsetzung einer entsprechenden Karriere gehindert sind oder aufgrund ihres Status als Alleinstehende im Stadtteil verbleiben¹⁶. Wird Segregation durch eine

¹⁶ Eine ausführliche Systematisierung entsprechender Forschungsbefunde und Theoriebausteine in Bezug auf Migrant_innenhaushalte leistet die kürzlich erschienene Arbeit von Hanhörster (2014: 81ff.).

dem sozialen Status entsprechende Mobilität erklärt, setzt dies also eine allgemein geteilte Hierarchie städtischer Wohnlagen voraus. Seit dem Wechsel zum neuen Jahrtausend haben jedoch auch Differenzen der Wohnpräferenzen und Ansprüche vermehrte Aufmerksamkeit erfahren.

Standortpräferenzen

Zwar bezieht sich das Rational-Choice-Modell der Wohnstandortwahl von Friedrichs (1988b) auf den Wunsch nach Ähnlichkeit des Lebensstils als Kriterium der Wohnstandortentscheidung. In den häufig auf der Aggregatebene ausgeführten Untersuchungen wurden die Standortpräferenzen der Bewohner_innen jedoch weitgehend vernachlässigt (Blasius/Friedrichs 2011). Der Fokus der Segregationsforschung lag auf Restriktionen der Wohnstandortwahl. Wie Hermann und Leutholt (2002: 237) bemerken, war dies vor allem auf die universelle Verbreitung des modernen Wohnideals zurückzuführen: „Wohnen getrennt von Erwerbsarbeit im Kreis der Kernfamilie sowie die Wohnung als Ort der Privatsphäre und der Intimität war die Wunschvorstellung der überwiegenden Mehrheit.“ Und auch hinsichtlich einer Hierarchie der Wohnlagen wurde entsprechend eine Übereinstimmung angenommen. Mit der Abkehr von diesem geteilten Ideal sei für die heutige Situation ein Nebeneinander verschiedener Präferenzordnungen an die Stelle einer von allen geteilten Hierarchie der Wohnstandorte in einer Stadt getreten (ebd.). Neben finanziellen Ressourcen und der Stellung im Lebenszyklus werden daher vermehrt auch Lebensstile als Einflussfaktoren auf Wohnmobilität und Wohnstandortwahl diskutiert (Gebhardt 2008a, 2008b; Klee 2001; Spellerberg 2007). Auch in der Milieuforschung wird ein je unterschiedlicher Bezug zum städtischen und zum Wohnraum angenommen. So enthalten die Kurzcharakteristiken der Sinus-Milieus zahlreiche Aussagen zum Bereich Wohnen (Hamburger Büro für Stadtforschung 2003). Dennoch wird die Erklärungskraft von Lebensstil- und Milieumodellen vor allem im Hinblick auf Segregation bisher eher gering eingeschätzt (Blasius/Friedrichs 2011; Gebhardt 2008b). Auch hinsichtlich des Wohnens in ‚benachteiligten Vierteln‘ lassen die jeweils erhobenen Daten keine umfassenden Aussagen zu. Hermann und Leutholt (2002) schließen auf Basis einer Studie in Zürich, dass für Quartiere am oberen und unteren Ende der Statushierarchie gesamtgesellschaftlich weiterhin übereinstimmende Einschätzungen vorherrschten, während die Einschätzungen für mittlere Lagen nach Lebensstil und Weltanschauung differierten. Innenstadtnahe ehemalige Arbeiterquartiere mit noch hohen Armutsquoten und Ausländer_innenanteilen, die in den 1990er Jahren eine Aufwertung durchliefen, würden vor allem von Personengruppen mit hohem kulturellen Kapital geschätzt,

ein Befund, der die Ergebnisse der Gentrifizierungsforschung reproduziert (vgl. dazu auch Kap. 2.3). Schneider und Spellerberg (1999: 217) kommen zu dem Ergebnis, dass die Sensibilität hinsichtlich sozialer Differenzen je nach Lebensstil variiert. Dennoch lebten hochkulturell interessierte Bevölkerungsgruppen, die sich öffentlich zu Multikulturalität bekennen, häufiger in homogenen Neubaugebieten (vgl. auch Kap. 2.4).

Vor allem im öffentlichen Diskurs wird die Wohnstandortwahl von Migrant_innen als Wunsch nach kultureller Homogenität, als Rückzug in eine eigenethnische Community oder als Parallelgesellschaft interpretiert. In der Segregationsforschung wird im Hinblick auf die Unterscheidung von ‚freiwilliger‘ und ‚unfreiwilliger‘ Segregation häufig eine Präferenz für das Wohnen in einer ‚ethnischen Kolonie‘ aufgrund der Schutzraumfunktion derselben angeführt (z. B. Häußermann et al. 2004: 27). Studien zu den Wohnpräferenzen von Migrantinnen und Migranten liegen aber kaum vor (Bremer/Gestring 2004: 279). Qualitative Studien zeigen immer wieder, dass die Identifikation von (jugendlichen) Migrant_innen mit ‚ihrer‘ Stadt und ‚ihrem‘ Bezirk sehr stark ist (u.a. Baumgärtner 2009; Keller 2005: 84). Zudem wird auf die Bedeutung der räumlichen Nähe zur Herkunftsfamilie verwiesen, die Mobilitätsentscheidungen beeinflusst (Firat/Laux 2003: 397; Spilimbergo/Ubeda 2004; Zorlu 2009). Entsprechend stellen auch Gestring, Janßen und Polat (2006) in einer qualitativen Studie bei Bewohner_innen mit türkischem Migrationshintergrund in der zweiten Generation die Relevanz von Freunden und Familie im näheren Wohnumfeld fest. Eine Änderung der Familiensituation hatte bei den befragten Haushalten einen größeren Einfluss auf die Mobilität als eine Veränderung der ökonomischen Lage (ebd.: 98). Sie beobachteten daher für die untersuchte Gruppe, „dass das Niveau der Wohnkarrieren niedriger [war], als die ökonomische Situation des betroffenen Haushaltes es vermuten ließe“ (ebd.: 97). Die Gruppe der Befragten war in dieser Studie allerdings auf Personen mit Hauptschulabschluss eingeschränkt.

Wiesemann (2008: 203ff.) untersucht in einer qualitativen Studie die Wohnstandortentscheidungen von türkischstämmigen Migrant_innen und unterscheidet insgesamt vier Typen: Stadtteile mit einem hohen Anteil türkischstämmiger Migrant_innen werden von *ethnisch distanzierten Haushalten* und *bildungsorientierten Haushalten* explizit ausgeschlossen. Während beim ersten Typ die erwartete hohe soziale Kontrolle, die der eigenen modernen Lebensweise widerspreche, sowie die Stigmatisierung als Begründung genannt werden, stehen beim zweiten Typ die Bildungschancen der Kinder im Vordergrund, die in einer deutsch geprägten Nachbarschaft höher eingeschätzt werden. Während Haushalte des *ethnisch-verbunden* Typs sich für einen bzw. den angestammten ethnisch geprägten Stadtteil entscheiden und dort vor allem die sozialen Kontakte, Einkaufsmöglichkeiten und ein Gefühl der Zugehörigkeit schätzen, haben sich

Haushalte des *preisgebundenen Typs* aufgrund finanzieller Restriktionen und der günstigen Mietpreise für das Gebiet entschieden, obwohl ein anderes Gebiet eher ihren Wünschen entspräche.

Differenziert nach der Zugehörigkeit zu den ‚Sinus-Migrantenmilieus‘ legt Beck (2007: 193) die Einstellungen zum Leben in Stadtteilen mit hohen Migrant_innenanteilen dar:

„Das Statusorientierte Milieu legt Wert darauf, in gemischten deutschen Wohnquartieren leben zu können und auf diese Weise die eigene Integrationsleistung zu dokumentieren. Das Intellektuell-kosmopolitische Milieu dagegen gibt sich in dieser Frage als über den Dingen stehende Gruppe: Die doppelte kulturelle Identität wird gerne bewusst zur Schau gestellt. Man bevorzugt das multikulturelle Umfeld von Quartieren mit überdurchschnittlichen Migrant-Anteilen. Dabei bleibt aber stets eine distinktive Distanz gegenüber stigmatisierten Ausländerghettos.“

Explizit auf ressourcenstarke Haushalte ist die erst kürzlich erschienene Studie von Hanhörster (2014) bezogen. Sie untersucht am Beispiel der Stadt Duisburg türkeistämmige Familienhaushalte der zweiten Generation hinsichtlich der Entscheidung für oder gegen einen Verbleib in einem Stadtteil mit hoher Migrant_innenkonzentration. Die Alltagsunterstützung durch die Herkunftsfamilie stellt dort eine wichtige Bleibemotivation dar (ebd.: 20). Neben der Familienorientierung stellt die Autorin die Bedeutung alternativer Anerkennungskontexte als Einflussfaktoren auf einen Verbleib vor und geht darauf ein, dass „sowohl mit der Verbleibe- wie auch der Fortzugsentscheidung Kompromisse einhergehen“ (ebd.). Die Bedeutung von Kompensationsstrategien im Hinblick auf die Bleibeentscheidung leitet bereits über zu Forschungsbefunden, die sich auf das Leben im ‚benachteiligten Stadtteil‘ und die damit verbundenen Wahrnehmungen und Bewältigungsstrategien beziehen. Bevor diese thematisiert werden, soll in Kapitel 2.3 der Zuzug von Mittelschichthaushalten in (ehemals) ‚benachteiligte Stadtteile‘ thematisiert werden.

2.3 Gentrifizierung

Mitte der 1960er Jahre wurde von der britischen Geographin Glass zum ersten Mal ein – zur bis dahin vorherrschenden Suburbanisierung und dem Verfall der Innenstädte gegenläufiger – Wohntrend beschrieben und mit dem Begriff ‚Gentrification‘ belegt. Es handelt sich dabei um einen Prozess des Nachbarschaftswandels, bei dem sich ein ehemaliges ‚Arbeiterviertel‘ in ein Viertel verwandelt, in dem nahezu ausschließlich die obere Mittelschicht wohnt:

„One by one, many of the working class quarters of London have been invaded by the middle classes- upper and lower. Shabby, modest mews and cottages – two rooms up and two down – have been taken over, when their leases have expired, and have become elegant, expensive resi-

dences. [...] Once this process of 'gentrification' starts in a district it goes on rapidly until all or most of the original working class occupiers are displaced and the social character of the district is changed." (Glass 1964: xvii-xix, zit. n. Lees et al. 2008: 4).

Bekannte Fälle für einen solchen Prozess sind die Entwicklung des Londoner Stadtteils Islington seit Mitte des letzten Jahrhunderts oder die Veränderungen in den New Yorker Bezirken SoHo und der Lower East Side. In Deutschland werden Viertel wie Prenzlauer Berg in Berlin oder das Schanzenviertel in Hamburg als typische Fälle einer Gentrifizierung angesehen. Waren zu Beginn der öffentlichen und wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zunächst nur wenige städtische Gebiete von Gentrifizierung betroffen, haben sich bis heute sowohl die betroffenen Gebiete vervielfacht als auch die politische und stadtplanerische Forcierung des Prozesses enorm erhöht. Gentrifizierung ist zu einer „global urban strategy“ geworden, und wir befinden uns, so eine häufige Einschätzung, in einer Situation, in der nicht mehr „Islands of Renewal in seas of Decay“ (Berry 2010 [1985]), sondern vielmehr „Islands of decay in seas of renewal“ (Wyly/Hammel 2010 [1999], vgl. Holm 2011: 215) vorherrschen. Insbesondere aufgrund der vermehrten Bedeutung, die nationalen und städtischen Politiken der sozialen Mischung bei der Initiierung und Ausgestaltung von Gentrifizierung zugeschrieben werden kann, bietet es sich an, die Themenkomplexe ‚benachteiligte Stadtgebiete‘ und Gentrifizierung miteinander zu verknüpfen.

Prozesse der Gentrifizierung wurden vor allem in den Metropolen der USA, Kanada und Großbritannien untersucht, entsprechend spielt sich auch die wissenschaftliche Diskussion vorwiegend im angloamerikanischen Raum ab. Anders als im deutschsprachigen Raum ist die Literatur dort kaum noch überschaubar. Hier existieren Monographien und Sammelbände vor allem aus den 1990er Jahren (Alisch 1993; Blasius 1993; Blasius/Dangschat 1990; Dangschat 1988; Friedrichs 1998; Friedrichs/Kecskes 1996). Die vorhandene aktuellere Forschung bezieht sich insbesondere auf ostdeutsche Städte und deren Entwicklung infolge des Systemwechsels nach der Wiedervereinigung (Dörfler 2010; Glatter 2007; Glatter/Wiest 2008; Krajewski 2006; Marquardt 2006; Thomas 2008).

Phasen der Gentrifizierung

In klassischen Beschreibungen des Prozesses wird ein heruntergekommenes Stadtgebiet aufgrund geringer Mieten zunächst von einigen wenigen statushöheren Personen, sogenannten ‚Pionier_innen‘, bezogen. Die durch diese Gruppe ausgelösten Veränderungen führen dazu, dass das Gebiet nun auch für wohlhabendere Bevölkerungsgruppen interessant wird und diese vermehrt zuziehen. Durch Renovierungen, Sanierungen und ein verändertes Gebietsimage steigen

die Mieten und verdrängen ärmere Bewohner_innengruppen, so dass sich das Gebiet immer mehr im Sinne der wohlhabenderen Gruppen wandelt: „Am Anfang einer solchen Entwicklung steht ein heruntergekommenes Viertel mit einer wenig zahlungskräftigen Bewohnerschaft, am Ende eine modernisierte und verhubschte Bausubstanz mit einer Bewohnerschaft, die in der Lage ist, die stark gestiegenen Mieten zu bezahlen“ (Häußermann/Wurtzbacher 2005: 523). Insbesondere die massiven Verdrängungsprozesse haben dazu geführt, dass Prozesse der Gentrifizierung von Beginn an kritisch oder zumindest ambivalent bewertet wurden.

Anhand einer der ersten großen Studien zu Gentrifizierung entwickelte Clay (2010 [1979]) ein Phasenmodell des Prozesses, das bis heute als klassisch, wenn auch empirisch unzureichend, gilt. Der Wandel einer Nachbarschaft vollzieht sich nach diesem Modell in vier Stufen (ebd.: 37f.):

Als *erste Stufe* tritt die sogenannte „pioneer gentrification“ auf: „a small group of risk-oblicious people move in and renovate properties for their own use. Little public attention is given to renovation at this stage, and little displacement occurs.“ Bauliche Eigenleistungen und privates Kapital spielen eine zentrale Rolle in dieser Stufe, die Veränderungen beschränken sich auf ein kleines Gebiet, zumeist nur ein oder zwei Baublöcke. Die in dieser ersten Phase involvierte Gruppe der „newcomer“ umfasst für Clay „a significant number of design professionals or artists who have the skill, time, and ability to undertake extensive rehabilitation“, zudem verweist er auf die Bedeutung der „homosexual community“.

In einer *zweiten Stufe* kommen mehr Haushalte des eben beschriebenen Typs hinzu. Die Immobilienbranche entdeckt den Trend und startet Werbemaßnahmen. Das Interesse von Immobilienspekulant_innen hält sich noch in engen Grenzen, allerdings wächst das mediale Interesse und die Veränderungen breiten sich auf größere Gebietseinheiten aus. Die Verdrängung bleibt noch moderat und die Immobilienpreise günstig.

Mit der *dritten Phase* tritt der Prozess nach Clay in seine entscheidende Phase ein. Projekte der Stadterneuerung werden eingeleitet und Bauträger werden relevant: „Prices begin to escalate rapidly.“ Der Charakter des Stadtviertels wandelt sich in dieser Phase besonders stark und auch öffentlichkeits- und medienwirksam, die Nachbarschaft gilt ab diesem Zeitpunkt als „safe for larger numbers of young-middle-class professionals.“ Auch die Machtverhältnisse innerhalb des Quartiers haben sich zugunsten der zuziehenden Bevölkerungsgruppen verschoben: „Tensions between old residents and gentry begin to emerge. Social service institutions and subsidized housing are resisted with passion. Protective or defensive actions against crime are taken.“

Phase vier: Die Anteile wohlhabenderer Haushalte steigen weiter und „rapid price and rent spirals“ sind zu beobachten. Waren bisher Angehörige der „professional middle class“ dominierend, so verschiebt sich die Nachfrage zugunsten der „business and managerial middle class“. Auch das Geschäftsleben passt sich der neuen Konsument_innenstruktur an. Diese finale Phase bezeichnet Clay als „maturing gentrification“.

Auf Grundlage dieser Abfolge entwickelt Dangschat (1988) das Modell eines ‚doppelten Invasions-Sukzessions-Zyklus‘, in dem zunächst ‚Pionier_innen‘ und später ‚Gentrifier‘ in ein Wohngebiet ziehen und damit zwei unterscheidbare und zeitlich versetzte Verdrängungswellen auslösen. Mit dem Einzug der Pionier_innen geht eine erste Welle einher, die zunächst die angestammten Bewohner_innen erfasst. Der etwas später stattfindende Zuzug von ‚Gentrifiern‘ im engeren Sinn führt dann zu einer Verdrängung der Pionier_innen. Die Verdrängung erfolgt nach Dangschat nicht nur durch höhere Mieten und Kaufpreise für Wohneigentum, sondern auch durch steigende Preise der ansässigen Einkaufsgelegenheiten und Restaurants sowie aufgrund „der sozialen Ablehnung der neu Hinzuziehenden“ (ebd.: 281). Im deutschsprachigen Diskurs wurde dieses Modell sehr einflussreich, auch wenn die tatsächliche Abfolge empirisch bisher nicht nachgewiesen werden konnte.

Neben Phasenmodellen, die sich auf den Verlauf von Gentrifizierung *innerhalb* eines betroffenen Stadtgebietes beziehen, wird auch das Auftreten des Phänomens der Gentrifizierung selbst in unterschiedliche Phasen untergliedert. Hackworth und Smith (2001: 466–468) unterscheiden drei Wellen der Gentrifizierung, denen jeweils spezifische politische und ökonomische Konstellationen zugrunde liegen:

Die *erste Welle* der Gentrifizierung begann in den USA in den 1950er Jahren und führte bis zur Wirtschaftskrise 1973 zu sporadischen Gentrifizierungsprozessen in innerstädtischen Gebieten. Gentrifizierung wurde in dieser Phase als Mittel zur Eindämmung der durch Desinvestitionen ausgelösten Verfallserscheinungen innenstädtischer Quartiere verstanden und öffentlich gefördert.

In den späten 70er Jahren, nach der Überwindung der Ölkrise, bekamen Gentrifizierungsprozesse erheblichen Aufwind. In dieser bis Ende der 1980er Jahre anhaltenden *zweiten Welle* wurden weitere, auch kleinere Städte und Quartiere erfasst, die Entwicklung in bereits betroffenen Gebieten intensivierte sich. Private Investitionen wurden zum tragenden Faktor, während der Staat sich darauf zurückzog, lediglich gezielte Investitionsanreize zu setzen. In dieser Phase wurde die Alternativ- und Künstler_innenszene zum Auslöser und zum Symbol entsprechender Aufwertungsprozesse (insbesondere in den New Yorker Stadtteilen SoHo, Tibeka und Lower East Side). Die durch die Aufwertung ausgelösten Verdrängungserscheinungen lösten zum Teil massive Proteste aus.

Die Rezession der frühen 1990er Jahre bremste den Prozess erneut stark aus, so dass teilweise bereits das Ende der Gentrifizierungsära ausgerufen wurde. Derartige Prognosen erwiesen sich jedoch als falsch, vielmehr entwickelte sich eine *dritte Welle* der Gentrifizierung, in der besonders die ökonomischen Bedingungsfaktoren des Prozesses die Entwicklung vorantreiben. Große Bauträger spielen eine bedeutsame Rolle, und auch der Staat nimmt erneut größeren Einfluss, während gleichzeitig die Zahl der Proteste deutlich absinkt.

Erklärungsansätze

Zwei prominente Theorieangebote stehen sich zur Erklärung von Gentrifizierung gegenüber. Auf der einen Seite handelt es sich um Theorien, die auf der Angebotseite argumentieren, allen voran die „rent-gap“-Hypothese (Smith 2010 [1979]) sowie die „value-gap“-Hypothese (Hamnett/Randolph 1986). Gentrifizierung hat dieser Tradition zufolge mehr zu tun mit dem „movement of capital rather than people“ (Smith 2010 [1979]) und bewegt sich damit auf der Seite des (Immobilien)Angebots, das durch Investitionszyklen bestimmt wird. Investitionen in ein Stadtgebiet werden demnach vor allem dann getätigt, wenn eine rent-gap, eine Differenz zwischen aktuellen und potentiell nach einer Sanierung zu erreichenden Mieten, besteht. Die value-gap-These fokussiert dagegen auf die Differenz zwischen Mieteinnahmen und der nach einer Umwandlung in Eigentumswohnungen zu erzielenden Rendite (Dangschat 1988: 286).

Auf der anderen Seite werden Theorien gesehen, die den Fokus mehr auf die Seite der Nachfrage nach innenstädtischem Wohnraum legen und die insbesondere die Herausbildung einer neuen sozialstrukturellen Nachfrager innengruppe thematisieren. Diese Erklärungstradition geht zurück auf Ley (2010 [1978]) und entstand unter dem Eindruck von Bells einflussreicher Arbeit zum Wandel von der Industrie- zur postindustriellen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft. Die Theorie fokussiert damit auf Konsumententscheidungen und präferenzen und erklärt Gentrifizierung durch einen „demand-shift [...] associated with young professionals of the baby boom generation“ (Berry 2010 [1985]: 41): Die zunehmende Tertiarisierung und Individualisierung führe zur Entstehung neuer Erwerbsstrukturen, Haushaltsformen und Lebensstile, die sich in der Innenstadt besser verwirklichen ließen als im suburbanen Raum und die dadurch die entsprechende Nachfrage hervorbringen.

Das zentrale Moment der nachfrageseitigen Erklärungen kann dabei unterschiedlich gewählt sein, wobei zumeist eine Mischung der Erklärungsfaktoren vorliegt. Insbesondere im britischen und nordamerikanischen Diskurs liegt der Fokus stärker auf der Bedeutung der gewandelten Beschäftigungsstruktur, die

zur Entstehung einer „new middle class“ bzw. einer „neuen städtischen Mittelschicht“ (Alisch 1993: 113) geführt habe. Im Anschluss an Lees (2008: 91) kann dieser Erklärungsfokus als *postindustrieller Ansatz* bezeichnet werden.

Andere Ansätze zielen besonders auf eine Zunahme der „sogenannten neuen Haushaltstypen“ (Alisch 1993: 112), also Alleinlebende, Paare ohne Kinder und Alleinerziehende. Ein anschauliches Beispiel für diese „*demographische*“ (ebd., Hervorh. i. Orig.) Erklärung gibt Häußermann. Er beantwortet die Frage „Was sind das für Leute?“ mit einem einfachen: „Es sind die, die schon immer in den Innenstädten gewohnt haben – aber davon gibt es heute mehr“ (Häußermann/Siebel 1987: 12). Schließlich kann ein „*sozio-kultureller Ansatz*“ ausgemacht werden, „bei dem die sich verändernden Lebensstile und Wertvorstellungen im Vordergrund stehen“ (Alisch 1993: 112). Im deutschsprachigen Diskurs oszilliert die Forschung entsprechend dieser Stoßrichtung um den Begriff des Lebensstils (Blasius/Friedrichs 2011).

Die Einsicht, dass weder die angebotseitige noch die nachfrageseitige Theorie-tradition einen exklusiven Erklärungsanspruch erheben kann, sondern dass vielmehr eine integrierende Perspektive nötig ist, wird beispielsweise von Ley angemerkt: „It is not a matter of wheather economic or cultural arguments prevail, but rather how they work together to produce gentrification as an outcome“ (Ley 2003: 2541f., zit. n. Glatter 2007: 18). Diese Sichtweise hat sich jedoch erst in den letzten Jahren durchsetzen können.

Akteure der Gentrifizierung: ‚Pionier_innen‘ und ‚Gentrifizier‘

In der Gentrifizierungsforschung werden auf seiten der Nachfrager_innen nach Wohnraum insbesondere zwei Gruppen unterschieden.¹⁷ Auf der einen Seite die „Alternativen“ (Häußermann/Siebel 1987: 14), ‚bohemian gentrifier‘, ‚urban pioneers‘, die im deutschsprachigen Raum zumeist als ‚Pionier_innen‘ bezeichnet werden. Auf der anderen Seite die sogenannten ‚Yuppies‘ oder Gentrifizier im engeren Sinne.

Aufgrund ihres frühen Zuzugs werden ‚Pionier_innen‘ als „risikofreudigere Untergruppe der Gentrifizier“ (Dangschat 1988: 276) angesehen. Blasius (1993: 31) spricht von „risikofreudigen jungen Personen, die als erste in ein Gebiet ziehen und es nach ihren Interessen bewohnbar machen.“ Besonders im ameri-

¹⁷ Dangschat arbeitet eine Typologie mit sechs Typen aus. Er unterscheidet „untere soziale Schicht“, „Alteingesessene“, „konstante Pioniere“, „dynamische Pioniere“, „Mittel-alte“ und „Gentrifizier“ (Dangschat 1990: 87).

kanischen Kontext spielt der Eigentumserwerb eine wichtige Rolle im Prozess der Gentrifizierung. Der Kauf und die eigenständige Renovierung und Sanierung eines heruntergekommenen Hauses stellen daher ein deutlich größeres (finanzielles) Risiko dar als unter Bedingungen eines Mietermarktes. Früh wurden auch spezifische Charakterisierungen zur Beschreibung der Gruppe hinzugefügt. Insgesamt sind die Beschreibungen jedoch wenig systematisch und haben meist eher plausibilisierenden Charakter. So seien Pionier_innen in der Regel kinderlos und verfügten über ein relativ geringes Einkommen (ebd.). Teilweise werden auch Einstellungen und Verhalten in die Beschreibungen einbezogen: So seien Pionier_innen toleranter (als Gentrifier) gegenüber „Kriminalität, Emissionen, Gefährdung durch Straßenverkehr und gegenüber anderen sozialen Gruppen, insbesondere anderen Ethnien“ (Dangschat 1988: 276). Die ‚Pionier_innen‘ seien durch den Wunsch charakterisiert, „to live in a mixed ethnic neighborhood in a part of the city exhibiting popularized urban cultural values“ (Berry 2010 [1985]: 44). Die Alternativen „negieren alles Bürgerliche und propagieren neue Lebens- und Arbeitsformen“ (Häußermann/Siebel 1987: 14). Bei Clay (2010 [1979]: 38) heißt es: „the first group of gentry looks mainly for a place to live and express their life-style.“ In den deutschsprachigen Veröffentlichungen gelten Studierende als klassische ‚Pionier_innengruppe‘. Aber auch die Bedeutung von Künstler_innen und Kreativen wird hervorgehoben. Beschreibungen aus dem angelsächsischen Raum beziehen zum Teil die ethnische Zugehörigkeit ein oder erweitern die Gruppe um alleinerziehende Personen: „those moving in were predominantly childless, *white* adult households, together with many single parents in their late twenties or early thirties, professionals or managers, well educated (up to 80 percent with college degrees), affluent enough to handle self-financing, and highly motivated politically and socially“ (Berry 2010 [1985]: 45, Hervorh. S.M.).

Mit dem Voranschreiten des Prozesses der Gentrifizierung tritt die Gruppe der eigentlichen ‚Gentrifier‘, die sich in wichtigen Hinsichten von den ‚Pionier_innen‘ unterscheiden sollen, stärker in den Fokus. ‚Gentrifier‘ werden zusammenfassend als „etwas ältere Personen [...], die einen „white-collar“-job haben“, beschrieben (Blasius 1993: 32). Vor allem ‚Yuppies‘, ein Akronym für ‚young urban professional‘ oder aber ‚young upwardly mobile professional‘, werden als typische Gentrifier angesehen. ‚Yuppies‘, so fasst Herz (1990: 244) zusammen, „wohnen in Großstädten, sind in Werbefirmen, als Marketing-Manager, als Rechtsanwälte, Banker etc. tätig und haben eine akademische oder quasi-akademische Ausbildung. Sie beziehen ein hohes Einkommen und stellen das, was Veblen (1988/1953) ‚conspicuous consumption‘ nannte, gerne zur Schau.“ Hier besteht jedoch die Gefahr einer zirkulären Erklärung, wenn ‚Yuppies‘ als Träger von Gentrifizierungsprozessen gesehen werden, gleichzeitig

deren Wohnen in Großstädten (und damit in den USA üblicherweise in Gentrifizierungsgebieten) als definitorischer Bestandteil der Klassifikation als Yuppie gilt (young *urban* professional). Neben den ‚Yuppies‘ seien es zunehmend aber auch „older and more affluent executives and administrators who are risk averse“ (Berry 2010 [1985]: 44). Diese „Gentrifier verfügen über ein hohes und sicheres Einkommen und haben fast immer eine gute berufliche Position (im Zweipersonenhaushalt im allgemeinen als Doppelverdiener)“ (Blasius 1993: 32). Sie seien in der Regel unverheiratet und kinderlos (ebd.). Sie gelten als weniger risikobereit, was ihr späteres Auftreten im Prozess erklären soll, und ebenso als weniger tolerant gegenüber Minderheiten oder Bewohner_innen mit niedrigerem sozialen Status (Berry 2010 [1985]: 44). „They pay top prices and effectively displace most of the remaining indigenous residents“ (ebd.: 44). Sie kommen daher – entsprechend der Theorie – erst, wenn das Viertel schon attraktiver ausgestattet ist (Blasius 1993: 32):

Die Unterscheidung zwischen den beiden Gruppen ist eine Mischung aus zeitlichen, sozialstrukturellen und kulturellen Aspekten. In der amerikanischen Forschungsliteratur wird am häufigsten auf eine zeitliche Dimension des Nachbarschaftswandels rekurriert und zuziehende Personen (in-movers, newcomer) als potentielle Gentrifier angesehen. Es werden aus dieser Perspektive Personen, die in einem frühen Stadium zuziehen (pioneers, first wave gentrifier), von solchen unterschieden, die dies erst in einem späteren Stadium des Aufwertungsprozesses tun (latecomers, gentrifier, second wave gentrifier). Diese Gruppen werden in einem zweiten Schritt durch verschiedene Individual- und Haushaltsmerkmale charakterisiert (Haushaltsform, sozialer Status, Lebensstil, u.a.), die auch das frühe oder aber späte Auftreten im Prozess erklären sollen. Entsprechend wurden in frühen empirischen Studien beispielsweise Personen, die Eigentum zur eigenen Nutzung erwerben und eine maximale Wohndauer von einem oder wenigen Jahren aufweisen, oder Bewohner_innen, die eine kürzlich von einer Miet- in eine Eigentumswohnung umgewandelte und sanierte Wohnung bewohnen, als ‚gentrifier‘ definiert (Dangschat 1988: 274). Die Identifikation der interessierenden Personen erfolgt damit zentral anhand von Merkmalen der bewohnten Wohnung (Sanierungsgrad, Verkauf, kürzlich erfolgte Umwandlung in Eigentum).

Im deutschsprachigen Raum wurden verschiedene „sozialstatistische Definitionsversuch[e]“ (Glatter 2007: 19) vor allem von und in Bezug auf Dangschat und Friedrichs (1988) unternommen. Zur empirischen Erfassung von Gentrifizierungsprozessen wurden in Querschnittstudien in ausgewählten Gebietseinheiten Bewohner_innen anhand sozialstatistischer Kriterien in ‚Pionier_innen‘, ‚Gentrifier‘ und ‚Sonstige‘ unterschieden (Blasius 1993: 31). Die einflussreiche Operationalisierung sieht beispielsweise folgende Merkmale vor: „Pioniere sind [...]

18 bis 35 Jahre alt, haben ein Pro-Kopf-Netto-Einkommen von unter DM 2.000,-, haben mindestens einen Fachoberschulabschluß und leben in kinderlosen Haushalten aller Größen.“ Gentrifier werden demgegenüber als „26 bis 45 Jahre alt“ definiert: sie „haben ein Pro-Kopf-Netto-Einkommen von über DM 2.000,- und leben in Ein- oder Zweipersonenhaushalten ohne Kinder“ (Dangschat 1988: 276, Fn 2). Zu einem späteren Zeitpunkt, mit steigendem Einkommen und Alter, werden die Pionier_innen damit per Definition zu Gentrifiern.

Diese im deutschen Diskurs geläufigen Klassifikationen stellen damit das Vorgehen der frühen amerikanischen Arbeiten auf den Kopf. Pionier_innen und Gentrifier werden definiert anhand der zur Charakterisierung genutzten sozialstatistischen Individual- und Haushaltsmerkmale. Aus den Anteilen der so definierten Gruppen an der Wohnbevölkerung eines Gebiets (und nicht an den Zuziehenden) wird auf das Stadium des Nachbarschaftswandels geschlossen. Oder aber es werden die Lebensstile und Einstellungen zur Gentrifizierung der als ‚Pionier_innen‘ oder ‚Gentrifier‘ definierten Bewohner_innen verglichen und als „unterschiedliche Konsummuster von ‚alten‘ und ‚neuen‘ [sic!] Bewohnern“ (Blasius 1993: 132) interpretiert, ohne jedoch die Wohndauer der Befragten einzubeziehen. Der Einfluss des Modells zeigt sich in zahlreichen Versuchen, die benannten Gruppen trennscharf zu definieren und Unterschiede zwischen den Gruppen empirisch nachzuweisen. Dieser Forschungsfokus stellt eine Besonderheit der deutschsprachigen Gentrifizierungsforschung dar (Glatter 2007: 19). Trotz der Verbreitung der Typologie ist die Frage der Definition und Klassifikation der Gruppen als bislang ungelöst anzusehen (vgl. Thomas et al.: 342). Auf die Willkürlichkeit der gewählten Klassifizierungen weist Blasius (1993: 123) in seiner Studie selbst hin: „Es gibt keinen Hinweis darauf, ob es sinnvoll ist, die Einkommensgrenze zur Unterscheidung von ‚Pionieren‘ und ‚Gentrifiern‘ bei DM 2000,- pro Kopf anzusetzen oder die Altersgrenzen bei 35 und 45 Jahren festzulegen.“ Auch wenn sich unterschiedliche durchschnittliche Werte der Lebensstilmerkmale und Einstellungen zu Gentrifizierung für die gebildeten Gruppen aufzeigen ließen, lassen andere Ergebnisse der Studie darauf schließen, dass die gewählten Unterscheidungen nicht ausreichend differenziert sind. So erfolge „[b]eim definitorischen Übergang vom ‚Pionier‘ zum ‚Gentrifier‘ [...] zumindest in der Anfangsphase noch kein Wechsel der Lebensstile“ (ebd.: 155). Der „(Luxus-)Lebensstil“ kehre hingegen erst ein, „wenn das Haushaltsnettoeinkommen eine Grenze von etwa fünftausend D-Mark übersteigt“ (ebd.). Es zeigte sich auch, dass beide Gruppen auch gleichzeitig in ein Wohngebiet ziehen können und dass ‚Gentrifier‘, anders als das Modell nahelegt, eine längere Wohndauer im Quartier aufweisen als ‚Pionier_innen‘. Dies führte zur Vermutung, dass ‚Gentrifier‘ als ‚Pionier_innen‘ in das Gebiet ziehen und später, aufgrund beruf-

licher Etablierung, definitorisch zu ‚Gentrifiern‘ werden. Aufgrund fehlender Längsschnitt- und insbesondere Paneldaten konnte dies jedoch bisher nicht überprüft werden.

Gentrifizierung und soziale Ungleichheit

Die Gentrifizierungsforschung ist eng mit dem Thema soziale Ungleichheit verzahnt. Theorien zur Erklärung von Gentrifizierungsprozessen können neben Segregationstheorien als Beispiel dafür gesehen werden, wie das Verhältnis von Raum und Ungleichheit gedacht wird. Wenn Smith (1996: 39) von Gentrifizierung als „class remake of the central urban landscape“ spricht, zeigt das, wie wichtig das zugrunde liegende Verständnis von sozialer Ungleichheit ist, um sich dem Prozess Gentrifizierung zu nähern.

Die Ungleichheitssoziologie beschäftigt sich traditionell mit der vertikalen Struktur einer Gesellschaft, ihrer Gliederung in ein Oben und Unten, das in Industriegesellschaften als maßgeblich vermittelt über Erwerbstätigkeit und die Berufsstruktur gedacht wird.¹⁸ In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam es in Nordamerika und Europa zu bedeutenden Veränderungen in eben diesen Bereichen, die im Fokus der Ungleichheitsforschung liegen. Die Entwicklung hin zu Dienstleistungsgesellschaften und eine bis dahin unbekannte Wohlstandsmehrung prägten die westlichen Industriegesellschaften nachhaltig. Zu beobachten war ein starkes Wachstum der Berufsgruppen der sogenannten Dienstklasse, gedacht als eine Klasse aus „Unternehmern und Kaufläuten, Rechtsanwälten und Ärzten, Journalisten und Professoren, Wissenschaftlern und Managern, Sozialarbeitern, Krankenschwestern und Lehrern“ (Herz 1990: 231). Mit dem Ende des ‚Golden Age of Marriage‘ kam es zu einer Repluralisierung der Haushaltsformen. Bildungsexpansion und Wertewandel sind weitere Schlagworte, die die Veränderungen dieser Epoche charakterisieren.

Die Folgen für die Struktur sozialer Ungleichheit wurden mit Diagnosen wie „Entstrukturierung“ und „Individualisierung“ erfasst; gemeint ist das Verschwimmen von Schichtgrenzen oder zumindest das Schwinden der Verhaltensrelevanz von Schichtung und damit der Möglichkeit, „das Hierarchiemodell sozialer Ungleichheit lebensweltlich zu interpretieren“ (Beck 1983: 53). Die Beobachtung dieser „historische[n] Wandlungen“ war für die Ungleichheitsforschung fundamental, sie stellte nicht weniger als die „gemeinsame Diskussionsgrundlage“ (Kreckel 1983b: 3), den „Hintergrundkonsensus“ (ebd.) der Un-

¹⁸ Zur Problematik dieses Fokus insbesondere für die Berücksichtigung von Geschlechterungleichheit vgl. bspw. Gottschall (2000).

gleichheitssoziologie in Frage. In zwei bekannten Sonderbänden der „Sozialen Welt“ aus den Jahren 1983 und 1990 wurden diese neuen Fragen verhandelt (Berger 1990; Kreckel 1983a). Der Plural im Titel „Soziale Ungleichheiten“ zeigt dabei bereits an, dass eine Entwicklung weg von „*vertikaler Ungleichheit* [...] in *industrialisierten* Gesellschaften“ (Kreckel 1983b: 3, Hervorh. i. Orig.) hin zu ‚neuen‘ Ungleichheiten gedacht wird. Klassen- und Schichtverhältnisse reichen dieser Diskussion zufolge nicht länger aus, um die Lebensverhältnisse und Lebensweisen, insbesondere in der sich ausdifferenzierenden Mitte der Gesellschaft, zu beschreiben. „Lebenslagen, Lebensläufe und Lebensstile“, so auch der Titel des zweiten Sonderbandes, werden daher als neue Konzepte diskutiert, um diese gewandelte Sozialstruktur zu beschreiben.

An den beschriebenen historischen Wandel, durch den bisherige Gewissheiten über das Leben in der Mitte der Gesellschaft fraglich wurden, knüpft nun auch die Gentrifizierungsforschung an. Butler beginnt sein Buch über „Gentrification and the Middle Classes“ mit einer Beschreibung eben dieser Verunsicherung:

„The middle class used to have a very clear image; they got married and Dad went to work, Mum stayed at home and they had a couple of kids and lived in a nice house with a garden in suburbia and they stayed married. Times have changed and so has the middle class.“ (Butler 1997: 1)

Als Folge der Veränderungen sei zu beobachten, dass Teile dieser „middle class“ nicht dem Muster der Suburbanisierung folgten, sondern vielmehr Wohnraum in der Innenstadt nachfragten. Mit dieser Gruppe, die als wichtiger Träger von Gentrifizierungsprozessen angesehen wird, sind in der Regel die bereits genannten ‚Yuppies‘ gemeint, ein bestimmter Teil der oben angesprochenen wachsenden Dienstklasse, nämlich die „Generation, die aus dem ‚baby boom‘ in den Vereinigten Staaten (Geburtsjahrgänge 1946-1964) entstand“ (Herz 1990: 244). Während für die BRD bezweifelt wurde, ob es ‚Yuppies‘ als abgrenzbare Gruppe überhaupt gibt, ließen sich in den USA spezifische Eigenschaften dieser Gruppe nachweisen (ebd.). Unter der Bedingung der vorhergegangenen Abwertung der innenstädtischen Gebiete löse die Gruppe dort genau jene Veränderungen aus, die das Thema der Gentrifizierungsforschung sind: „Gentrification therefore concerns the production and consumption of space by a group whose existence is an outcome of restructuring the social and economic relations of production which have occurred since the late 1970s“ (Butler 1997: 35).

Die Gentrifizierungsforschung ist damit tief in den Ungleichheitsdiskussionen der 1980er und 90er Jahre verwurzelt. Sie beobachtet räumliche Veränderungen, die als Ausdruck eines Wandels der von der industriellen Gesellschaft hin zu einer postmodernen Dienstleistungsgesellschaft angesehen werden (Dangschat 1990). Zwar bewegen sich auch viele der nachfrageorientierten Ansätze in wesentlichen Teilen der Erklärung auf einer Makroebene, denn es sind Veränderun-

gen in der Industrie- und Beschäftigungsstruktur, die die „new middle class“ hervorbringen. Allerdings spielen Geschmackspräferenzen und Lebensstilmerkmale auf der Individualebene eine zentrale Rolle in der Erklärung. Auf diesen Aspekt spielt Häußermann an, wenn er treffend fragt: „Trägt man wieder ‚Stadt‘?“ (Häußermann/Siebel 1987: 12).

Gentrifizierungs-Ästhetik: Die Bedeutung des Geschmacks

Die ästhetische Dimension des Wohnens stand von Beginn an im Zentrum von Gentrifizierungsprozessen. So wird schon in der ersten Beschreibung des Prozesses der viktorianische Ursprung der betroffenen Häuser angemerkt. Auch Friedrichs gibt an, dass sich die Aufwertung typisch in „innenstadtnahe[n] Wohngebiete[n] mit Resten gewerblicher Nutzung und einer reizvollen Architektur“ (Friedrichs 1995: 120) ereignet. Als reizvoll gelten in diesem Zusammenhang, entsprechend dem Geschmack der Zuziehenden, viktorianische Häuser in den USA sowie gründerzeitliche Gebäude in Deutschland. Das von Zukin (1989) beschriebene „Loft Living“ entwickelte sich zum zentralen Symbol in Gentrifizierungsprozessen. Lofts sind alte Industriehallen, die zu Wohnungen umfunktionierte wurden, um in den großzügigen Räumlichkeiten kostengünstig Arbeiten und Wohnen miteinander kombinieren zu können. Durch Luxussanierung und gezielte Vermarktung des Industriecharmes gehören Loftwohnungen heute ins oberste Preissegment des Immobilienmarktes.

In Übereinstimmung mit der angelsächsischen Literatur zeigte sich in der Untersuchung von zum Felde und Alisch (1992), dass für ‚Gentrifier‘ das Image des Stadtteils und damit Faktoren wie der attraktive Baubestand, aber auch die Sozialstruktur der Wohngebiete sehr relevant für die Zuzugsmotivation sind. Gentrifier benennen „Attribute, wie ‚schickes Viertel‘, ‚feinere Gegend‘ oder ‚Szene‘“ (ebd.: 186) zur Kennzeichnung ihres Wohnumfeldes. Ihre „[a]usgeprägte[n] ästhetische[n] Bedürfnisse bezüglich Hausfassade und Innenausstattung der Wohnung zielen fast immer auf Altbauten im Jugend- oder Gründerzeitstil. Alte, verzierte Türen und Fenster, hohe Räume und Stuck“ (ebd.) gehörten zu den gesuchten ästhetischen Merkmalen. Im Zentrum der ästhetischen Vorlieben stehe der Wunsch nach Authentizität. Dies bezieht sich zum einen auf die historische Authentizität der Häuser und verweist auf die Bedeutung von Maßnahmen zur Erhaltung historischer Bausubstanz oder auch Denkmalschutz: „Preservation and gentrification thus appear to be inextricably linked“ (Butler 1997: 109). Der Wunsch nach Authentizität kann zum anderen aber auch auf den Erhalt der „interessanten, heterogenen sozialen Mischung der ‚gewachsenen Quartiere‘“ (Zum

Felde/Alisch 1992: 186) gerichtet sein. Dies zeigt Butler (1997: 109) am Beispiel der Stadtteile De Beauvoir und North Defoe auf:

„In De Beauvoir what is being preserved is above all the authenticity of a nineteenth century urban development and architectural style whilst in North Defoe it is a sense of community and a community resource. What is significant is that there are preservation issues, since they are the means by which the incoming middle class can impose its meaning on the physical area.“

Erklärt wird die Bedeutung dieser ästhetischen Dimension mit dem Distinktionsbedürfnis der Gentrifier: „Für die Yuppies, ob weiblich oder männlich, ist der städtische Raum die Bühne von Selbstdarstellung und demonstrativem Konsum“ (Häußermann/Siebel 1987: 17). Die Suche nach Authentizität wird verstanden als Teil eines „Lebens- und Konsumstil[s], der von unterschiedlichen Gruppen gelebt wird“ (Blasius/Friedrichs 2011: 406). Er ist nicht auf den Bereich des Wohnens beschränkt: „Statt zu Hause zu kochen, wird im Restaurant gegessen, statt zu Hause zu bleiben (TV, Video), wird ins Kino, ins Theater oder in die Szene-kneipe gegangen“ (ebd.). In diesem Kontext trägt die Befürwortung des sozialstrukturell gemischten Wohnens ambivalente Züge, denn für die Gentrifier seien „Arme [...] sowohl notwendiger Hintergrund, auf dem der eigene demonstrative Konsum erst den eigentlichen Gebrauchs- und Tauschwert erlangt, als auch Hindernis beim ungestörten Genuß der schönen Seiten des Lebens“ (Zum Felde/Alisch 1992: 188).

Die Gruppe der Gentrifier wird generell als Vertreter von ‚neuen Lebensstilen‘ verstanden (Blasius 1993: 26; Blasius/Friedrichs 2011: 406). Auch hier wird die Querverbindung zur Ungleichheitssoziologie deutlich. Die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, das Mehr an Freizeit und verfügbarem Einkommen werden dort als Gründe für eine zu beobachtende „umfassende Ästhetisierung des Alltagslebens“ (Schulze 1990: 413) angesehen. Im Zuge des ‚(west)deutschen Sonderwegs‘ der Sozialstrukturanalyse wurde dieser ästhetischen Dimension durch den Fokus auf Lebensführung und Lebensstile besonders viel Raum gegeben. Lebensstile werden im deutschsprachigen Diskurs als konzeptionell unabhängig von der Ungleichheitsstruktur, als „alternative Sozialstrukturkonzepte mit geringen Bindungen an Klassenpositionen“ (Otte/Rössel 2011: 25) gedacht, auch wenn ein enger Zusammenhang mit diesen empirisch immer wieder nachzuweisen ist. Entsprechend verstehen sich die Sozialstrukturkonzepte der ‚sozialen Lage‘, ‚sozialen Milieus‘ und ‚Lebensstile‘ als Alternative zu den klassischen Klassen- und Schichtkonzepten.

Dieser Sonderweg prägt, über die Übernahme von Ungleichheitskonzepten in die Stadtsoziologie und Geographie, auch die Gentrifizierungsforschung. Während im angelsächsischen Diskurs in diesem Zusammenhang der Verweis auf die

„new middle class“ bedeutsam ist, findet sich im deutschsprachigen Raum keine genaue Äquivalenz.¹⁹ Die Studien zur Gentrifizierung in Deutschland arbeiten dagegen mit verschiedenen Lebensstilkonzepten. In einer Bilanz zum Nutzen der Lebensstilforschung in der Gentrifizierungsforschung sprechen Blasius und Friedrichs (2011: 415) dem Konzept Erklärungschancen zu, da Pionier_innen und Gentrifier „auch als Lebensstilgruppen bezeichnet werden können, obgleich sie keinem Cluster oder Milieu entsprechen.“ Glatter (2007) orientiert sich daher in seiner Studie zu Dresden an den Erlebnismilieus von Schulze. Die mittlerweile klassische Studie von Blasius (1993) orientiert sich am Kapitalkonzept von Bourdieu, deutet dieses aber entsprechend eigener Vorstellungen des Ablaufs von Gentrifizierungsprozessen um. Anhand einiger von Bourdieu in „Die feinen Unterschiede“ genutzter Fragen zum Möbelerwerb, Wohnungseinrichtung sowie zur Bewirtung von Gästen versucht Blasius „Gentrifier“ und „Pioniere“ voneinander und in Bezug auf andere Bevölkerungsgruppen zu unterscheiden“ (ebd.: 132). Blasius (ebd.) geht davon aus, dass das ökonomische Kapital als „Schwellenwert“ für die Zusage einer Wohnung wirkt, zu dem „Merkmale des kulturellen Kapitals, wie ‚Präsentationsgeschick‘ oder des sozialen Kapitals, wie ‚Bekannter des Maklers‘“ kommen, und dass sich „Gentrifier“, die per Definition über das meiste ökonomische Kapital verfügen, daher am Wohnungsmarkt durchsetzen können, während „Pionier_innen“ nur die zweite oder dritte Präferenz umsetzen können. Daraus folge schließlich ein sich entsprechend der Präferenzen der „Gentrifier“ veränderndes Wohnumfeld (ebd.).

Auch im englischsprachigen Raum wird versucht, das Konzept von Bourdieu auf Gentrifizierungsprozesse anzuwenden. Es wird weithin angenommen, dass „Pionier_innen“ über ein hohes kulturelles, jedoch über ein nur geringes ökonomisches Kapital verfügen. Diesem Verhältnis der zwei Kapitalsorten wird eine wichtige Rolle bei der Erklärung des Ablaufs von Gentrifizierungsprozessen zugeschrieben:

„Gentrification began when small groups of educated but lower paid public-sector professionals sought to distinguish themselves from the conventional middle class in the suburbs. Lacking sufficient economic capital to outshine them through conspicuous consumption this group deployed their considerable cultural capital to create a distinctive lifestyle through the renovation of older houses in the central city.“ (Bridge 2001: 206)

Anders als bei den zu dieser Zeit typischen Modernisierungsmaßnahmen in der Nachbarschaft legten die Zuziehenden großen Wert auf den Erhalt historischer Strukturen. Die Aneignung innerstädtischen Wohnraums und die Etablierung der

¹⁹ Alisch (1993: 113) spricht an einer Stelle mit Bezug auf Beauregard von der Entstehung einer „neuen städtischen Mittelschicht.“

spezifischen „gentrification aesthetic“ sind aus dieser Sicht eine doppelte Distinktionsstrategie: sie dienen der Distinktion von den „conventional middle-class suburbs“ (Bridge 2001: 214, siehe auch Jäger 2010 #546: 154) wie auch der Abgrenzung vom Geschmack der in der Nachbarschaft lebenden Arbeiter_innen. Die Gentrifier nutzen dabei eine „time-space strategy“: „Central city space is redefined as desirable and a mark of distinction, recapturing an older tradition of the elite centre of the city prior to industrial capitalism“ (Bridge 2001: 213). Gentrifizierung ist für Bridge (ebd.: 211) ein Beispiel, „where the class habitus is adapted to a new field as a result of the existing habitus and the articulation of prior dispositions“. Er verweist insbesondere auf die Bedeutung bewusster Entscheidungsprozesse im Rahmen dieser Aneignungsprozesse, die in frühen Phasen noch keine sozial abgesicherte Strategie darstellen, sondern vielmehr Rechtfertigungsbedarf auslösen: „Having to explain one’s actions shows a vulnerability that a secure class habitus would otherwise take care of“ (ebd.: 214). Die Träger_innen der Gentrifizierung sind für Bridge (ebd.: 211) daher eine „class or class fraction in formation“, ihre Dispositionen und ästhetischen Praktiken seien daher „public, discursive and self-conscious“. Dies ist für ihn der Grund, warum Gentrifizierung nicht als ein unbewusster Ausdruck eines Klassenhabitus verstanden werden kann, sondern bewusstes Entscheiden im Gentrifizierungsprozess eine deutlich stärkere Rolle spielt (ebd.: 212).

„Neue“ Gruppen von Gentrifiern?

Die klassischen Modelle und bisher vorgestellten Erklärungen beziehen sich fast selbstverständlich auf ‚die‘ Gentrifier. Sie rufen den Eindruck hervor, dass es sich hierbei um eine einheitliche und mehr oder weniger klar zu umreißen Gruppe oder, wenn zusätzlich Pionier_innen genannt werden, um zwei solche Gruppen handle. Diesem Verständnis wurde jedoch früh widersprochen. Insbesondere Rose stellte diese Einheitlichkeit in Frage. Sie schlägt auf Basis ihrer empirischen Untersuchung vor, Gentrifizierung als ein „chaotic concept“ (Rose 2010 [1984]: 202) und nicht als einen einzigen kausalen Prozess zu begreifen und ebenso Gentrifier als eine heterogene Gruppe zu sehen.

Anders als viele der vorherrschenden Beschreibungen vermuten lassen, stellten Haushalte mit weit geringeren Einkommen, als in der amerikanischen Literatur häufig angenommen, einen großen Teil der als Gentrifier bezeichneten Gruppe dar (ebd.: 205). Rose (ebd.: 208) lenkt damit den Blick auf die finanziellen Möglichkeiten, aber auch auf andere Zwänge als einen wichtigen Bedingungsfaktor der Zuzugsentscheidungen in die innerstädtischen Gebiete, und kritisiert die Vorstellung von grenzenloser Wahlfreiheit und ästhetischen Kriterien, die häufig

durch den Fokus auf Lebensstile nahegelegt werde. Insbesondere für Gentrifizierung in den USA, wo der Eigentumserwerb eine weit größere Rolle spielt als in der Bundesrepublik, kann sie zeigen, dass Personen, die mit dem Zuzug ihr erstes Eigenheim erwerben, häufig aufgrund der günstigen Preise den städtischen Wohnraum einem Kauf im suburbanen Raum vorziehen.

Auch machte sie bereits in den 1980er Jahren auf die Bedeutung der innenstädtischen Angebote für die Möglichkeiten gleichheitsbetonter Arbeitsteilung aufmerksam, die Frauen zu einer treibenden Kraft in Prozessen der Gentrifizierung werden lassen: „[It] is now becoming clear that many who become gentrifiers do so substantially because of the difficulties, not only of affording housing, but also of carrying in their particular living arrangements in conventional suburbs“ (ebd.: 207). Nicht nur für viele alleinerziehende Frauen seien es Notwendigkeiten der Alltagsorganisation, die die Wahl des innerstädtischen Wohnraums bedingen:

„Becoming a gentrifier makes it easier to have a waged job in addition to doing most of the household work and childcare – in a social context where working hours are fixed, hours of services limited, transportation systems planned for traditional nuclear families, and traditional gender roles still prevail over the allocation of domestic responsibilities“ (ebd.: 205).

Im Anschluss insbesondere an die frühen Arbeiten von Rose wurden veränderte Geschlechterbeziehungen als zentrales Element von Gentrifizierungsprozessen diskutiert (Alisch 1993: 114). Warde geht sogar einen Schritt weiter und plädiert dafür, Gentrifizierung nicht länger als klassenbasierten Prozess par excellence zu verstehen, sondern gender den ersten Platz einzuräumen: „[T]o explain ‚who are the gentrifiers?‘ the best approach is by way of understanding gender divisions, rather than class divisions“ (Warde 1999: 223, zit. n. Lees et al. 2008: 101). Während Butler und Hamnet (1994, zit. n. Lees et al. 2008: 102) solchen Vorstößen widersprechen, macht ihre Formulierung, nach der „social class background is vitally important in gentrification, and heavily influences the role played by gender“, auf das Potential aufmerksam, das Ansätze, die sich auf eine Intersektionalität der Ungleichheitsmomente berufen, für die Analyse von Gentrifizierungsprozessen bergen können.

Der Großteil der Forschung beschäftigt sich mit Gentrifizierung in den sogenannten ‚Global Cities‘, allen voran London. Erst in den letzten Jahren traten auch Gentrifizierungsprozesse in kleineren Städten in das Interesse der Forschung. Vor allem Bridge (2003: 2545) hat mit einer Studie in der britischen Stadt Bristol auf besondere Merkmale einer solchen „provincial form of gentrification“ verwiesen. Er nähert sich den Gentrifiern in einem seit etwa 20 Jahren für Aufwertungsaktivitäten bekannten Stadtgebiet, das aber weiterhin eine große Varianz der sozialstrukturellen Zusammensetzung und baulichen Instandsetzung aufweist. Das Forschungsdesign fokussiert auf Haushalte, die den Stadtteil ver-

lassen, und versucht, deren Entscheidungen für den neuen Wohnort nachzuvollziehen. Wie auch schon Rose kommt er zu Ergebnissen, die nahelegen, die Mittelschicht-Bewohner_innen nicht länger als homogene Gruppe anzusehen und auch die angeblichen ästhetischen Vorlieben nicht zu verabsolutieren. Bei den im Stadtteil verbleibenden Gentrifiern unterscheidet er drei Gruppen: Zunächst „community gentrifiers“, die er als „long-term, middle-class residents, often first-wave gentrifiers, who have a good deal of investment in the local area“ (ebd.: 2551) bezeichnet. Diese unterscheidet er von solchen, die er in Anlehnung an Rose „marginal gentrifier“ nennt. Als dritten Typ fügt er schließlich „corporate gentrifier“ hinzu, solche, die ein höheres Einkommen in der Privatwirtschaft erzielen und bevorzugt durch Wohnungsunternehmen aufgewertete Bestände beziehen. Die ästhetischen Präferenzen und Motive, die er als „gentrification habitus“ (ebd.: 2550) bezeichnet, spielen, auch wenn die Befragten ihnen hinsichtlich der Gestaltung der Wohnung folgen, nur eine nebengeordnete Rolle gegenüber dem, was er instrumentelle Beweggründe nennt. Platzbedarf und auf die Schulbildung der Kinder bezogene Überlegungen waren dagegen für die wegziehenden ‚Gentrifier‘ typisch und bedingten eine Wohnortwahl in größerer Entfernung zur Innenstadt. Auch diese Entscheidungen sind jedoch durchaus von Kompromissen gekennzeichnet. Wie Bridge zusammenfasst: „[I]n fact, the households discussed could be characterized as reluctant quitters. There is also a good deal of ambivalence and sense of compromise (aesthetically, if not in terms of space) in buying a new, or newer, house“ (ebd.: 2554). Die mit den Umzügen verbundenen Zugeständnisse deutet er als Hinweis darauf, wie Reproduktionsstrategien kulturellen Kapitals im Sinne Bourdieus in verschiedenen Feldern in Widerstreit miteinander geraten können. Kennzeichnend sei vor allem die Abwägung zwischen der klassischen Reproduktionsform kulturellen Kapitals über die Schulwahl der Kinder und solchen, die auf einer Gentrifizierungsästhetik beruhen (ebd.: 2555). In kleineren Städten wie Bristol führten solche Abwägungen aufgrund eines im Vergleich zu Städten wie London weniger großen Spektrums innerstädtischer Wohnangebote auch zu Entscheidungen für einen Umzug ins Umland (ebd.).

Die Bedeutung von Ethnizität ist in der Gentrifizierungsforschung, vor allem in den USA, von Beginn an als zentral, wenn auch häufig nicht explizit, anzusehen. Allerdings herrscht eine Sichtweise vor, die von klar verteilten Rollen ausgeht. Während Weiße zu den Gentrifiern zählen, kommen Schwarze und ethnische Minderheiten als bisherige Bewohner_innen und Verdrängte in den Blick: „The image most people have of gentrifiers is of white yuppie ‘pioneers’ moving into low-income neighborhoods with dense concentrations of ethnic minorities“ (Lees 2008: 108). In den USA konnte jedoch seit einigen Jahren eine neue Form der Gentrifizierung identifiziert werden, die unter dem Schlagwort ‚Black Gen-

trification‘ gefasst wird. Es handelt sich hierbei um eine Gentrifizierung, die von schwarzen Angehörigen der ‚new middle class‘ getragen wird:

„Like the gentrifiers involved in traditional and marginal gentrification, Black middle-class participants in Black gentrification are attracted to the lower cost of housing and the gentrification esthetic. However, Black gentrification is distinctive in that the middle-class gentrifiers are also motivated to move into a neighborhood guided by a social justice agenda, with the express desire to live with low-income residents“ (Moore 2009: 137f.).

Trotz dieser Ausweitung des Forschungsfeldes ist Murdie zuzustimmen, wenn sie zusammenfasst, dass „[i]n spite of the extensive amount of research concerning gentrification, there has been little consideration of the intersection between ethnic groups and gentrification“ (Murdie/Teixeira 2010: 61).²⁰

Die bis hierhin vorgestellten Erklärungen fokussieren mehrheitlich auf eine Erklärung der Präferenz für innerstädtische Wohngebiete überhaupt, zentral ist der Gegensatz zum Muster der Suburbanisierung. Dieser Fokus ist auch dem Entstehungskontext der Theorien zuzurechnen, entstanden sie doch zumeist in einer Zeit, in der nur wenige innerstädtische Gebiete Schauplätze einer Gentrifizierung waren. Die Differenzen innerhalb der innerstädtischen Gebiete sind daher weniger Thema. In der heutigen Situation erscheint dies unzureichend. Gentrifizierte Stadtgebiete sind keine Einzelphänomene mehr, vielmehr gibt es nur noch wenige Gebiete, die nicht von entsprechenden Aufwertungsprozessen oder zumindest -bemühungen gekennzeichnet sind. Mit Blick auf die Entwicklung innerstädtischer Quartiere in Berlin beschreibt Holm „das Nebeneinander unterschiedlicher Statuspassagen der Gentrification und eine spezifische räumliche Struktur sich verlagernder Aufwertungsschwerpunkte“ (Holm 2011: 215). Gemeint ist damit eine Entwicklung, in der sukzessive immer weitere Gebiete von einer Gentrifizierung in der sogenannten „Pionierphase“ betroffen sind, während bereits betroffene Gebiete immer weiter, bis hin zur Luxussanierung aufgewertet werden. Durch die hiervon ausgelösten Preissteigerungen werden auch Angehörige der für die Pionierphase typischen Alternativszenen verdrängt. Diese siedeln sich daraufhin in einem der verbleibenden günstigen Gebiete an und lösen in der Folge auch dort Aufwertungsprozesse aus. Holm (ebd.: 217) spricht von „Aufwertungskarawanen“, für die „eine regelrechte Wanderung durch die Stadt nachgezeichnet werden [kann], die in Intervallen von etwa fünf Jahren ins nächste Viertel weiterzieht“. Er betont den „wohnungswirtschaftlichen Hintergrund“ (ebd.) dieser Entwicklungen, da immobilienwirtschaftliche Akteure stets aufs Neue in der Lage seien, die symbolischen Veränderungen durch Pioniernutzungen in ökonomisches Kapital umzuwandeln. Aus Perspektive der

²⁰ Für einzelne Fallstudien vgl. Murdie/Teixeira (2010: 62).

Akteure dieser „Karawanen“ folgt auf die Verdrängung stets die Erschließung neuer (noch) kostengünstiger Standorte. Erst mit zunehmender Verbreitung und damit der Möglichkeit des Wählens zwischen verschiedenen Typen von gentrifizierten Wohngebieten treten auch Fragen nach den Bestimmungsfaktoren für bestimmte innerstädtische Wohnlagen ins Interesse. Heute muss also neben der Erklärung des innerstädtischen Wohnorts auch eine Erklärung für eben diesen Wohnort angestrebt werden. Die Bedeutung der ästhetischen Dimension des Wohnens tritt damit zunächst noch stärker in den Blick.

In empirischen Studien zu Gentrifizierungsprozessen in verschiedenen innerstädtischen Quartieren Londons stellt Butler fest, dass die Viertel je unterschiedliche Teile der ‚new middle class‘ anziehen (Butler 1997). Er greift zur Erklärung auf Bourdieu zurück und macht unterschiedliche Kombinationen von ökonomischem, sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital für diese Unterschiede verantwortlich, während alle Gentrifier Elemente eines „metropolitan habitus“ (Butler/Robson 2003, vgl. auch Boterman et al. 2010) gemeinsam haben. Aktuell wird zudem ein Trend zu einer ‚family gentrification‘ (Frank 2011a, 2011b; Karsten 2003, 2007) diskutiert. Damit kommen sogenannte ‚Yupps‘ (young urban professional parents) oder ‚Diwiks‘ (double income with kids) als Akteure einer Gentrifizierung in den Blick. Beide Gruppen wählen bevorzugt ein Wohnumfeld, das eine homogene Bevölkerungsstruktur in Bezug auf die schichtspezifische und ethnische Zusammensetzung wie auch die Familienphase betrifft. „Sozialstruktur ist das entscheidende Standortkriterium“, wie Frank (Frank 2011a: 295, Hervorh. i. Orig.) zusammenfasst. Vor allem die Sorge um die Schulbildung spielt hier eine wichtige Rolle für diese Präferenzen. Zu beobachten sei daher die Entstehung von „Mittelschicht-Inseln“ (Frank 2011b) in den Städten, die in Bezug auf Bevölkerungsstruktur, Alltagsgestaltung und Einstellungen der Bewohner_innen mit der klassischen Suburbanisierung vergleichbar seien. Frank (2012) spricht daher auch von einer „inneren Suburbanisierung“.

Insgesamt existieren jedoch nur wenige Studien, die diese Diversität der zuziehenden Personen und Haushalte zum Thema haben. In der deutschen Forschung wird dem Aspekt (noch) weniger Aufmerksamkeit gewidmet. Der Großteil der existierenden Forschung nutzt quantitative Forschungsdesigns, die durch die Notwendigkeit klarer Definitionen der interessierenden Personengruppen die Vielfalt gerade verdecken. Durch dieses Vorgehen findet sich in den Studien eine große Restgruppe von Personen, die weder als ‚Pionier_innen‘ noch als ‚Gentrifier‘ klassifiziert werden und zumeist unter der Sammelbezeichnung „Andere“ gefasst werden, die jedoch die Mehrheit der zuziehenden Bewohner_innen stellen. Die Studie von Dangschat und Friedrichs (1988) identifiziert beispielsweise neben 38 Gentrifiern und 61 Pionieren 159 Andere (Blasius 1993: 33). Auch die

Studie von Blasius (1993: 124) klassifiziert die Mehrzahl der Befragten als „Sonstige“ (316 der 824 Befragten). In dieser Studie wird als zusätzlicher Typ die Gruppe „Ältere“ ausdifferenziert, die alle Personen ab 50 Jahren umfasst²¹. Als verbleibende „Sonstige“ werden dann alle Personen bezeichnet, die nicht als „Gentrifier“ oder „Pioniere“ eingeordnet werden, „aber unter 50 Jahre alt waren“ (ebd.: 122). In Anschlussstudien werden zum Teil leichte Veränderungen vorgenommen, beispielsweise geben Alisch und zum Felde (1992: 178) die unteren Altersgrenzen der Gentrifier auf, das Grundprinzip der Klassifizierung wird jedoch häufig repliziert (u. a. TOPOS Stadtforschung 2012: 8).²²

Für eine Identifikation von Gentrifizierungsprozessen auf der Makroebene sind die geläufigen Operationalisierungen hilfreich. Insbesondere wenn man sich für hinter diesen Aggregatprozessen stehende Personen oder deren Handlungen und Deutungen, also für die Individualebene, interessiert, wird die große Gruppe der nicht klassifizierten „Sonstigen“ zum Problem. Erklärungen, die auf dieser Datengrundlage auf Individualebene argumentieren, also im Sinne der oben genannten Nachfrageansätze, beziehen sich dadurch nur auf eine Teilgruppe der zuziehenden Personen. Es entsteht eine Situation, in der nur die ‚Gentrifier‘ als Gruppe bekannt sind und damit die ‚Anderen‘ auch aus dem Blickfeld möglicher politischer Steuerungsversuche verschwinden. Es kann bisher nichts darüber ausgesagt werden, ob ein Zuzug von ‚Anderen‘ möglicherweise weniger ungewünschte Nebenfolgen (u.a. Verdrängung) mit sich bringt, als es für den Zuzug von Gentrifiern bekannt ist. Bekannt ist allerdings, dass sich diese Gruppe hinsichtlich ihrer Zuzugsmotivation deutlich von als Gentrifier definierten Personen unterscheidet und sehr viel häufiger „familiäre oder berufliche Gründe für den Zuzug angeben“ (Zum Felde/Alisch 1992: 188).

Bisherige Bewohner_innen kommen zumeist nur in Sammelbezeichnungen (Alteingesessene, untere soziale Schichten) oder gar entsubjektivierenden Stellvertretern (A-Gruppen, A's) vor. Hier sind vor allem die sogenannten drei bis fünf ‚A's‘ (Arme, Alte, Arbeitslose, Ausländer, gelegentlich ergänzt um Allein-

²¹ Auch Dangschat und Friedrichs (1988) differenzieren im weiteren Verlauf ihrer Analyse eine vierte Kategorie „Ältere“ aus der Restkategorie aus.

²² Es handelt sich hier um eine aktuelle Analyse für den Berliner Stadtteil Nord-Neukölln. In dem Gutachten heißt es: „Für die Gentrificationanalyse wurden, entsprechend dem üblichen Vorgehen⁹ [die Fußnote verweist auf Blasius (1993), Anm. S. M.] Haushalte in vier Gruppen geteilt: Ältere, Pioniere, Gentrifier und Stammbevölkerung“ (TOPOS Stadtforschung 2012: 8). Die Zuordnung beruht auf folgenden Indikatoren: Ältere: ein Haushaltsmitglied vor 1950 geboren. Pioniere: nach 1970 geboren, Abitur oder höher, Äquivalenzeinkommen unter 1.350 €, höchstens ein Kind im Haushalt, Akademischer oder künstlerischer Beruf. Gentrifier: nach 1960 geboren, Abitur oder höher, Äquivalenzeinkommen ab 1.750 €, akademischer oder künstlerischer Beruf, Sonstige: alle anderen. (ebd.) Bei nur geringer Abweichung in nur einem Kriterium wurden die Fälle dennoch erfasst.

erziehende oder Asylbewerber_innen) zu nennen (vgl. z. B. Farwick 2012: 383). Wie gering das Interesse an differenzierenden Betrachtungen noch in den 1990er Jahren war, zeigt das Vorgehen in der Studie von Blasius (1993). Er interpretiert aus Mangel an amtlichen Daten zu Einkommen oder Berufstätigkeit der „Anteil der Ausländer“ als „Armutsindikator“ (ebd.: 62). Dieses Vorgehen fußt auf der Annahme, „daß Ausländer und insbesondere Türken nur selten einen ‚white-collar-job‘ haben und auch nur relativ selten studieren, so daß nur wenige von ihnen zu den ‚neuen‘ Bewohnern zählen“ (ebd.: 230).

Insbesondere im deutschsprachigen Raum gibt es so gut wie keine Studien, die sich dem Themenfeld Gentrifizierung mit qualitativen Methoden widmen. Insbesondere frühe qualitative Studien liegen nur als unveröffentlichte Schriften vor²³ und stehen daher nicht für eine breite Rezeption zur Verfügung. Veröffentlichte Studien beziehen sich auf Stadtteile, die sich in weit fortgeschrittenen Phasen des Gentrifizierungsprozesses befanden. Alisch und zum Felde führten Ende der 1980er Jahre 20 leitfadengestützte Interviews mit Bewohner_innen aus vier Hamburger Innenstadtquartieren (Zum Felde/Alisch 1992: 179) durch. Sie fokussierten Gebiete, die sich bereits in einem Prozess der Aufwertung befanden. Als Indikator hierfür wählten sie beispielsweise den Grad der Umwandlungen von Miet- in Eigentumswohnungen (ebd.: 192). Dies deckt sich mit dem Vorgehen in der internationalen Forschung. In den meisten Fällen werden Gebiete ausgewählt, die sich bereits seit mehreren Jahren im Prozess der Gentrifizierung befinden. Butler und Robson (2001: 2158) beispielsweise wählen drei Quartiere in London, in denen seit 15 bis 20 Jahren Aufwertungsaktivitäten nachweisbar sind, die in den letzten 5 Jahren besonders intensiv waren. Dörfler (2011) widmet sich in einer sozialhistorisch angelegten Studie dem Wandel des Stadtteils Prenzlauer Berg in Berlin seit den 1980er Jahren aus einer raum- und milieutheoretischen Perspektive.

Die Gentrifizierungsforschung erweist sich als anschlussfähig im Hinblick auf vorliegende Studie, indem sie zuziehende Mittelschichtangehörige im Fokus hat. Insbesondere die Herangehensweisen im deutschen Forschungsdiskurs, die vorab nach verschiedenen Merkmalen Gentrifier bestimmen, ohne die Mobilitätsgeschichte zu berücksichtigen, erweisen sich jedoch als unzureichend. Ebenfalls stellt der Forschungsfokus auf Gebiete mit weit fortgeschrittener Gentrifizierungsdynamik ein Problem dar. Über Gebiete, die (möglicherweise) am Beginn eines Gentrifizierungsprozesses stehen, liegt daher kaum empirisches Material vor (vgl. aber Baumgärtner 2009; Berger/Hildenbrand/Somm 2002).

²³ Vgl. die unveröffentlichte Dissertation von zum Felde aus dem Jahr 1993, zitiert u. a. in Dangschat (1996) sowie weitere zitiert in Alisch (1993).

2.4 Leben im (ehemals) ‚benachteiligten Stadtteil‘

Im Gegensatz zur Frage nach den armutsverstärkenden oder ausgrenzenden Effekten des Lebens in den ‚benachteiligten Stadtteilen‘ (vgl. Kap. 1.3) und den Einflussfaktoren auf einen Wegzug (Kap. 2.2) oder Zuzug (Kap. 2.3) ist die Frage nach den Sicht- und Handlungsweisen der Bewohner_innen der entsprechenden Stadtteile deutlich seltener gestellt worden (Harth et al. 2012: 38). Oft, so fassen Neef et al. (2007: 12) im Hinblick auf die Forschungen zu ‚benachteiligten Stadtteilen‘ zusammen, „erscheinen alle Bewohner gleichermaßen als Opfer misslicher Lagen.“ Der Wohnort erscheint dann als „Falle“ für alle verbleibenden Bewohner_innen, denen dann eine Passivität zugeschrieben wird. Diese Sichtweise macht beispielsweise ein Zitat von Dangschat (1995: 187) deutlich:

„Selbst diejenigen, die noch über Arbeit verfügen und mit ihrem Geld hinreichend wirtschaften können, kommen aus der Falle dieser Räume nicht heraus. Der Wohnungsmarkt hält sie erbarungslos in diesen Gebieten, weil ein Wohnungswechsel ihr verfügbares Einkommen derart verringern würde, daß sie selbst arm würden. Sie sehen nur, daß ihre Wohnumgebung weiter verfällt, die sozialen Spannungen wachsen und daß ihr Wohnviertel (für sie) sozial, funktional und ästhetisch entwertet und eine Identität mit dem eigenen Zuhause immer schwieriger wird.“

Studien, die die subjektive Sicht der Bewohner_innen einbeziehen, legen jedoch häufig eine differenziertere Sichtweise nahe. Während die in der Studie von Tobias und Boettner (1992: 56) befragten armen Bewohner_innen ein sehr negatives Bild ihres bewohnten Stadtteils haben und diesen nicht „beschönigen“, widersprechen die Ergebnisse anderer Studien diesem Befund. Trotz der zahlreichen Probleme vor Ort, so folgert beispielsweise Rorato (2011: 14) aus einer in Luzern durchgeführten Studie, „liegt falsch, wer davon ausgeht, dass das Quartier von seinen BewohnerInnen ausschließlich als ‚Problemraum‘ wahrgenommen wird“ (vgl. auch Neef et al. 2007: 111; Permentier et al. 2007: 203). In der Zusammenschau weisen jedoch verschiedenste Studien darauf hin, dass Wahrnehmung und Bewertung des Quartiers bei verschiedenen Bewohner_innengruppen unterschiedlich sind (z. B. Keller 2005; Kißler/Eckert 1998; Kronauer/Vogel 2004).

Befunde zu Formen des Umgangs mit Problemen im Wohnumfeld oder dessen Stigmatisierung verweisen auf differenzierte Reaktionsweisen. Besonders die am exit-voice-loyalty-Modell von Hirschmann orientierten Forschungen zu Reaktionsweisen auf einen Nachbarschaftswandel beziehen neben einer Abwanderung, die der exit-Option entspricht, auch weitere Handlungsalternativen ein und versuchen, die Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens anhand von verschiedenen Personenmerkmalen zu bestimmen (Kecskes 1994: 131; Permentier et al. 2007: 206). Als Reaktionsform im Sinne des Widerspruchs wird hier öffentlicher Pro-

test thematisiert. So verweist Permentier auf eine Studie in Kopenhagen (Mazanti and Pløger 2003, zit. n. Permentier et al. 2007: 208), in der die negative Stigmatisierung des bewohnten Stadtteils kollektiven Widerstand mobilisierte: „To fight (what in their eyes was) undeserved stigma, the residents came closer together and organised themselves“ (Permentier et al. 2007: 208). Kecskes (1994: 131) benennt Möglichkeiten zur Verbesserung der Wohnsituation, beispielsweise Umbaumaßnahmen, wie das Einbauen einer Heizung oder die Veränderung des Wohnungsgrundrisses, die eine Alternative zu einem Wegzug darstellen können. Die meisten Modifikationen erfährt die Handlungsalternative der Loyalität²⁴. Kecskes (ebd.) ergänzt „Passivität“ als mögliche Option, die für „alle Handlungsalternativen steht, die an der als negativ wahrgenommenen Ausgangssituation nichts verändern“. Diese umfasse auch das von Hirschmann unter dem Konzept Loyalität gefasste vorläufige Abwarten auf den weiteren Verlauf der (Negativ)Entwicklung. Andere Autor_innen stellen der Loyalität die Option des „neglect“ zur Seite, wobei diese beiden Optionen als Ausprägungen derselben Dimension verstanden werden (Permentier et al. 2007: 206). Als Beispiele werden die Reduzierung der Kontakte in der Nachbarschaft oder abfälliges Reden über das eigene Wohnumfeld angesehen (ebd.).

Mehrere Studien verweisen auf Bewältigungsformen der Bewohner_innen, die als typisch für das Zusammenleben in ‚benachteiligten Wohngebieten‘ angesehen werden können (insbes. Keller 2005; Neckel/Soeffner 2008; Sutterlüty 2010, für einen Überblick über entsprechende englischsprachige Literatur vgl. Permentier et al. 2007: 209). Als typisch werden abwertende Klassifikationen angesehen, mit denen die eigene Gruppe auf, andere dagegen abgewertet werden. Sie werden im Anschluss an Bourdieu als „symbolisch überformte Statuskämpfe“ (Keller 2006: 2549) oder „Klassifikationskämpfe“ (Sutterlüty 2010: 23) interpretiert. Eine besondere Rolle spielen hierbei ethnische Klassifikationen (Bukow 2001; Neef et al. 2007: 199ff.; Sutterlüty/Neckel 2006). Mehrere Forscher_innen berichten aber auch von kleinteiligen räumlichen Differenzierungen innerhalb des Stadtteils, die zur Ausbildung einer Hierarchie der Wohnlagen innerhalb des stigmatisierten Stadtteils führen: „In this case the stigma attached by outsiders is then reproduced on a lower scale within the home area. Some areas are said to be ‘good’ parts, while others are feared, possibly leading to avoidance of these areas at certain times or at all times“ (Permentier et al. 2007: 210).

Die Ausgestaltung des Lebens vor Ort wird jedoch vor allem im Hinblick auf seine Auswirkungen für Armutsbewältigung oder aber -verstärkung beziehungsweise Ausgrenzung erforscht. Häufig stehen daher explizit benachteiligte Haus-

²⁴ Loyalität wird in Bezug auf den Umgang mit Nachbarschaftswandel, anders als bei Hirschmann angedacht, zumeist als dritte Handlungsoption verstanden (Permentier et al. 2007: 206).

halte im Zentrum des Interesses (Gestring et al. 2006; Kronauer/Vogel 2004; Tobias/Böttner 1992: 56). Nur selten werden andere Bewohner_innengruppen einbezogen (aber Baumgärtner 2009; Christmann 2013; Hanhörster 2014; Berger/Hildenbrand/Somm 2002; Keller 2005; Neef et al. 2007; Rorato 2011).

Neef et al. (2007) interessieren sich für die Armutsbewältigung in ‚Problemvierteln‘ und fokussieren dabei auf mögliche Ressourcen der Quartiere. Sie unterscheiden auf der Basis von 141 Interviews in zwei Stadtvierteln Kassels fünf Bewältigungstypen anhand ihrer ‚Verwundbarkeit‘, die sich aus der Erwerbslage sowie den Sozialbeziehungen ergibt. Relativ stabile Formen der Bewältigung sehen sie bei den Gruppen der ‚Gesicherten‘ sowie der ‚prekären Haushalte‘, bei denen sie eine geringe bzw. latente Verwundbarkeit annehmen. Akute Verwundbarkeit kennzeichnet die Gruppe der ‚Gefährdeten‘ und ‚Sozial-Aktiven‘, während ein sozialer Abstieg für die Gruppe der ‚Marginalisierten‘ typisch sei (ebd.: 20). Die Gruppe der Gesicherten umfasst 61 Haushalte, davon 16 Rentner und 45 Erwerbshaushalte, zehn der Haushalte leben in Armut oder ‚mäßiger Armut‘. Aussagen macht die Studie vor allem zu den Sozialbeziehungen der ‚Gesicherten‘: ‚Die bleibeorientierten ‚Gesicherten‘ sind in der Nordstadt vor allem Paare und Alleinlebende, meist mit ‚selektiven Sozialbeziehungen‘ (ebd.: 196). Zu diesen Sozialbeziehungen heißt es weiter: ‚Die (knappe) Mehrheit der Gesicherten allerdings verkehrt nur mit sozial gleich gestellten Angehörigen und Freunden; das kommt zwar auch ihrem eigenen Selbstgefühl zu Gute, aber es bringt den schlechter gestellten Bewohnergruppen im Stadtviertel nichts‘ (ebd.: 97). An anderer Stelle sprechen die Autoren auch von einer ‚Wagenburg-Mentalität in feindlicher Umgebung‘ (Keim/Neef 2000: 267). Ein solches Verhalten zeigt sich auch in Forschungen zu gentrifizierten Stadtgebieten (vgl. Kap. 2.3). Soziale Probleme im Quartier stellen für die Gesicherten weniger ein Problem dar als vielmehr die Stigmatisierung und Vernachlässigung des Viertels. Auch weist die Studie darauf hin, dass die Beurteilung des Wohnumfeldes ‚stärker von der Lebensgeschichte als von der gegenwärtigen Situation bestimmt‘ sei und sich somit Migrant_innen der ersten Generation von Alteingesessenen und sozial abgestiegenen Personen unterscheiden (Neef et al. 2007: 169).

Keller (2005) strebt am Beispiel zweier Plattenbausiedlungen in Eisenach und Wolfen-Nord explizit einen Vergleich der Bewohner_innen unter dem Aspekt ihrer materiellen Lage an. Das Sample umfasst 117 Personen, davon 23 in einer finanziell gesicherten Lage (mind. 75 Prozent des Nettoäquivalenzeinkommens), die in drei Erhebungswellen zwischen 1997 und 2003 befragt wurden (ebd.: 204). Er unterscheidet drei sozialräumliche Milieus der etablierten Älteren, der Migrant_innen und der Armen, die sich in den Siedlungen im Rahmen einer internen Segregation herausbilden (ebd.: 59). Konflikte und symbolische Abgrenzungen, die er unter Rückgriff auf Bourdieu als Kämpfe um Respektabilität

interpretiert, findet er vor allem unter den benachteiligten Bewohner_innengruppen:

„Während in den Milieus der etablierten Älteren das Zusammenleben funktioniert und die BewohnerInnen im Kern nur mit der kulturell-symbolischen Abwertung der Siedlung konfrontiert sind, mit der sie auf Grundlage ihrer Ressourcen vergleichsweise gut umgehen können, kommt es in den materiell, sozial und symbolisch am stärksten abgewerteten Bereichen der Siedlung zu teilweise starken Konflikten.“ (ebd.: 94)

Kennzeichnend für die Situation der etablierten Älteren ist auf der einen Seite ihre materielle Situation, die ein Wohnen in den aufgewerteten Beständen der Siedlung und damit eine Distanz zu den besonders problembelasteten Bereichen ermöglicht, auf der anderen Seite eine starke Bindung an den Stadtteil, die von den Befragten mit der biographischen Erfahrung des sozialen Aufstiegs und auch mit der Siedlung verknüpft wird (ebd.: 90).

Mit einem biographietheoretischen Zugang nähert sich Rorato (2011) den Bewohner_innen eines ‚Problemquartiers‘ in Luzern in der Schweiz aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Insgesamt wurden von ihr 15 Interviews mit Bewohner_innen unterschiedlichen Geschlechts, Alters, unterschiedlicher Wohndauer, Milieuzugehörigkeit und Herkunft geführt (ebd.: 55). Sie stellt anhand von Fallanalysen sechs Bedeutungsformen vor, die der Lebensraum für die Befragten annimmt. Die dominante Form des Raumbezugs ist der Lebensraum als Zwangsraum. Sie findet aber auch Raumbezüge, die den Lebensraum als Möglichkeits- und Identifikationsraum betreffen. Als Unterformen dieses letztgenannten Verständnisses unterscheidet sie den Lebensraum als Sozialraum, Erinnerungsraum und als Lebensstilisierungselement. Eine „Umdeutung“ (ebd.: 14) des Wohnortes vom Zwangsraum zum Möglichkeitsraum könne strukturelle Benachteiligungen kompensieren. Sie sei jedoch „stets in Abhängigkeit von individuellen Raumbiographien beziehungsweise individuellen raumbiographischen Perspektiven zu sehen“ (ebd.).

Berger, Hildenbrand und Somm (2002) haben eine Studie zu zwei Züricher Stadtteilen vorgelegt, in der sie ortsbezogene Handlungs- und Deutungsmuster anhand von 17 Einzelinterviews und zusätzlichen Gruppendiskussionen herausarbeiten. Als zentrales Thema der Interviews stellen die Autor_innen „Bemühungen der Bewohner/innen um lokale Zugehörigkeit im prekären Stadtteil“ heraus (ebd.: 13). Sie unterscheiden drei Formen von „Stabilisierungshandeln“, die sie als „rigide Integration“, „permissive Segregation“ und „Nicht-Sichtbarkeit“ bezeichnen (ebd.: 36). Während ersteres auf die Ausgrenzung von Abweichendem und ein Bemühen um eine Wiederherstellung einer vergangenen Situation zielt, fassen sie unter dem zweiten Begriff Handlungsstrategien, die sich auf eine selektive Wahrnehmung beziehen. Die letztgenannte Form der „Nicht-Sichtbarkeit“ (ebd.) bezieht sich auf eine Toleranz gegenüber abweisen-

den Verhaltensweisen, sofern diese nicht im öffentlichen Raum sichtbar werden. Die Verfasser_innen unterscheiden im weiteren Verlauf ihrer Arbeit die Handlungsstrategien mehrerer lokaler Milieus jeweils an einem Fallbeispiel (Alteingesessene, Zweit-Generations-Italiener_innen, Arbeitsmigrant_innen- und Flüchtlingseltern, Linksalternative Pionier_innen, Linkspolitische türkische Exilant_innen, Sozial deklassierte Zugezogene, Drogenkonsument_innen). Schließlich werden „Normalisierungsstrategien“ der Befragten vorgestellt wie die Konstruktion lokaler Traditionslinien durch die Anknüpfung an die Tradition eines Arbeiter_innenstadtteils oder die Aneignung ortsbezogener Rollen (z. B. „Manager der Stadtteilidentität“, ebd.: 70).

Hanhörster (2014) hat aktuell eine Studie veröffentlicht, die sich mit jungen Familienhaushalten mit türkischem Migrationshintergrund beschäftigt, die Hauseigentum erwerben. Dabei konzentriert sie sich auf die Standortwahl der Haushalte im Hinblick auf den Verbleib in oder das Verlassen von „Migrantenvierteln“. Im Hinblick auf die Frage „Bleiben oder Gehen?“ erörtert sie die drei Entscheidungsfelder „Investitionsstrategie“, „Familienorientierung“ und „soziale Positionierung“ (ebd.). Da bei den meisten der Befragten zwei oder drei der Entscheidungsfelder eine Rolle spielen, stellt sich die Standortentscheidung als „Spannungsfeld“ dar. Eine biographische Vertrautheit mit dem Quartier auf der einen Seite und die vor Ort „aktivierbaren sozialen und kulturellen Ressourcen“ (ebd.: 242) auf der anderen Seite erklären ihr zufolge den Verbleib im Viertel. „Kompensationsstrategien“ erleichtern zudem den Verbleib im Viertel. Zum einen findet Hanhörster quartiersübergreifende Aktionsradien, durch die sich die Befragten Kontexte sozialer Positionierung erschließen, die außerhalb des Quartiers liegen (beispielsweise Freunde, Arbeitsplätze, Vereine). Zum anderen verwenden die Befragten „Strategien der kleinräumigen Distinktion“ (ebd.: 243) und wählen Wohnstandorte innerhalb des Stadtviertels im Hinblick auf die Zusammensetzung der unmittelbaren Nachbarschaft.

In einer Studie zu den ‚benachteiligten Stadtteilen‘ Berlin-Moabit und Hamburg-Wilhelmsburg hat sich Christmann (2013) mit den Raumdeutungen von „Raumpionieren“ befasst. Als solche werden Einzelpersonen verstanden, die als Selbständige oder Freiberufler_innen im Stadtteil leben und arbeiten (z. B. Kreative oder Journalist_innen) oder im Sozialbereich in den betreffenden Stadtteilen aktiv (Projektleiter_innen) oder beschäftigt sind (z. B. Street Worker) (ebd.: 155f.). Insgesamt sind Personen umfasst, die im Stadtteil leben und diesen zusätzlich in der einen oder anderen Form nach außen vertreten (z. B. auch durch Beiträge in Stadtteilzeitungen oder Blogs). Es handelt sich bei dieser Personengruppe, wie Christmann (ebd.: 166) darlegt, vor allem um „hoch gebildete Mittelschichtangehörige im Alter zwischen 40 und 60 Jahren“. Den vorherrschenden Images des benachteiligten Quartiers halten die befragten Raumpionier_innen

eigene Deutungen entgegen, die „dem Maroden, Brachgefallenen und Chaotischen“ (ebd.: 169) etwas Positives abgewinnen, sie betonen eine „Freiheit“ und sehen „die Potentiale von Orten, wollen sie aktiv gestalten“ (ebd. 170). Dabei orientieren sie sich an einem Ziel des „Empowerment“ (ebd. 171) und weisen eine Orientierung auf die Nachbarschaft auf. Je nachdem, ob die Raumpionier_innen eine Raumentwicklung zum Motiv ihres Handelns im Stadtteil erklären oder gar institutionalisieren (Vereine), werden diese sodann in „potentielle“, „eigentliche“ und „etablierte“ (ebd.: 172) Raumpionier_innen unterschieden und im Hinblick auf ihre stadtteilbezogenen Netzwerke untersucht. Besonders potentielle Raumpionier_innen, insbesondere Künstler_innen und Freischaffende, seien vor allem mit „ihresgleichen“, i.e. anderen Kunstschaffenden vernetzt (ebd.: 172).

Eine ethnographische Studie im Mannheimer Stadtteil Jungbusch hat Baumgärtner (2009) vorgelegt. Sie befasst sich mit der Selbstverortung im stigmatisierten Stadtteil, inneren Widersprüchen und Raumkonflikten. Im Hinblick auf das Thema dieser Arbeit zeigt die Studie, dass das Verbleiben im Stadtteil für Teile der Bewohner_innen als Widerstand gegen hegemoniale Wahrnehmungen und als Beharren auf einem spezifischen Wertekodex (Verantwortungsgefühl für den Stadtteil) erklärt werden kann (ebd.: 190.). Von ihr befragte privilegierte Personen deuten den Stadtteil in einen „erstrebenswerten Lebensraum“ um und machen ihn sich im Rahmen einer Lebensstilisierung zu nutze. Der Stadtteil wird in diesen Fällen, so Baumgärtner, „weniger als realer Ort, sondern als Stadtraum außerhalb der Normalität betrachtet, welcher einer Filmkulisse gleicht“ (ebd.: 202).

Dieser letztgenannte Befund kann als typisch für einen Ortsbezug angesehen werden, wie er häufig im Kontext der Gentrifizierungsforschung zum Zusammenleben in aufgewerteten Stadtgebieten benannt wird (Atkinson 2006; Kißler/Eckert 1998: 124; Somm 2006: 121; Dangschat 1996: 124; Beck/Perry 2008: 122; Blokland/van Eijk 2010; Butler 2003; Butler/Robson 2001: 2157). Entsprechende Studien weisen häufig auf Abgrenzungsbestrebungen und räumliche Distanzierungsstrategien der zuziehenden Mittelklassen hin. Den marginalisierten Bewohnerinnen und Bewohnern des Stadtviertels kommt dabei jedoch eine wichtige Funktion im Hinblick auf die Wahrnehmungen und Selbstverortungen der privilegierten Bewohner_innen zu. Auf der Basis von 75 Leitfadeninterviews mit Eigentümer_innen der Mittelklasse im Stadtviertel Islington im Norden Londons stellt Butler (2003: 2484) diese ambivalente Beziehung der Gentrifier zu den ortsansässigen Arbeiter_innen und Minderheiten dar. Zwar werde die Anwesenheit der ‚Anderen‘ in den Schilderungen der Befragten durchaus wertgeschätzt, allerdings weniger im Hinblick auf tatsächliche soziale Kontakte, sondern vielmehr in Form eines, wie Butler (ebd.) formuliert, „social wall-paper“.

Im Alltagsleben gingen die Mittelschichtbewohner_innen den statusniedrigeren Bewohner_innen durch die Nutzung ausgewählter Institutionen und die Beschränkung der sozialen Kontakte weitgehend aus dem Weg. Weniger eine tatsächliche als vielmehr eine geistige Verdrängung der alteingesessenen Bewohner_innen sei daher kennzeichnend für das Zusammenleben in Islington: „Gentrification has not so much displaced the working class as simply blanked out those who are not like themselves: they do not socialise with them, eat with them or send their children to school with them“ (ebd.: 2484). Auch im Stadtteil Brixton stellen Butler und Robson (2001: 2157) eine Form des Zusammenlebens fest, die sie als „Brixton in the Mind“ bezeichnen, eine Überlagerung sozialer Gruppen, die Diversität zwar zelebrieren, sich im Alltag aber stark segregieren. Blokland und van Eijk (2010) unterscheiden in einer Studie zu einem Rotterdamer Stadtteil zwischen Bewohner_innen, die eine Präferenz für eine gemischte Bewohner_innenstruktur angeben („Diversity-Seekers“), und solchen, die den Wohnort im Stadtteil aus anderen Gründen wählten. Die beiden Gruppen unterscheiden sich im Hinblick auf ihre Alltagspraktiken und Netzwerke kaum voneinander. Untersucht wurden insbesondere die Nutzung öffentlicher Grünflächen, die Mitgliedschaft in Nachbarschaftsorganisationen, lokales politisches Engagement und die Struktur ihrer sozialen Netzwerke (ebd.: 323). Ein Unterschied bestand jedoch in der Nutzung lokaler gastronomischer Einrichtungen, diese wurden von den Bewohner_innen mit einer Präferenz für gemischte Wohngebiete häufiger genutzt. Allerdings zeigt sich auch, dass sich dies nur auf ausgewählte Einrichtungen bezieht, weshalb von einer hierdurch beförderten sozialen Mischung aller Bewohner_innengruppen also nicht auszugehen ist (ebd.). Dennoch werten Blokland und van Eijk diesen Befund positiv im Hinblick auf stadtpolitische Strategien einer sozialen Mischung, da eine Stärkung der lokalen Ökonomie erfolge (ebd.: 328). Auch diese Befunde legen aber eine Zurückhaltung im Hinblick auf die positiven Hoffnungen der Stadtpolitik nahe, die häufig auf einer Zunahme der Kontakte der verschiedenen Bevölkerungsgruppen beruhen (vgl. Kap. 1.4). Nach bisherigem Forschungsstand ist für das tatsächliche Zusammenleben eher kennzeichnend, was Kißler und Eckert (1998: 124) eine „soziale Mischung auf Distanz“ nennen.

Die Mittelschicht in benachteiligten Stadtteilen

Masson, S.

2016, XVIII, 285 S. 10 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-13858-5